UNSER HEER

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DES HEERES

2. JAHRGANG · FOLGE 26
BERLIN, WEIHNACHTEN 1943

Aufn. Uffz. Henrich

DAS ALLERSCHÖNSTE, WAS DIESEM LEBEN DEN HÖCHSTEN WERT GIBT, IST DOCH, WENN DIE KRAFT DES MENSCHEN GRÖSSER IST ALS ALLES, WAS AUF IHN EINDRINGT

GUSTAV FREYTAG

Voll Glauben und Vertrauen

ZUR KRIEGSWEIHNACHT 1943 · VON REICHSFRAUENFÜHRERIN GERTRUD SCHOLTZ-KLINK

Wir Soldaten wissen, was dieser Krieg von unseren Frauen fordert, welche Kraft, all das Schwere zu tragen, welchen Verzicht auf persönliches Lebensglück. In einem weit umfassenderen Sinne als früher hat jeder Mann in seiner Frau daheim einen guten Kameraden gefunden. Mit welcher Zuversicht und Gläubigkeit die deutschen Frauen ihre freiwillig übernommenen Pflichten erfüllen, geht aus den Worten der Reichsfrauenführerin hervor, die sie auf unsere Bitte hin an unsere Kameraden an der Front richtet

Zu allen Zeiten ist Weihnachten, die Feier der Geburt und des erwachenden Lebens, das innigste Fest der deutschen Familie gewesen. In diesem Jahre scheint es schwer, ja fast unmöglich, diesen Sinngehalt des Weihnachtsfestes zu erkennen. Nur die wenigsten Soldaten werden die Weihnachtstage im Kreise ihrer Lieben verbringen können, und selbst die Mütter werden mit ihren Kindern in vielen Fällen nicht zusammensein, weil die Jungen und Mädel zum Schutze vor dem Bombenterror in gesicherte Gebiete verschickt wurden. Ungezählte Wohnungen, in denen sich in den vergangenen Jahren glückliche Familien zusammenfanden, sind zerstört, und oft hat auch der Tod Menschen auseinandergerissen. Mancher Soldat wird sich mit Sorge fragen, wie seine Lieben daheim wohl in diesem Jahre das Weihnachtsfest erleben.

Aber er soll wissen, daß die deutschen Frauen in ihrer Gesamtheit auch in diesem Jahre den Sinn der Weihnachtsbotschaft verstehen, daß sie trotz Sorgen und Belastungen in Stunden der Besinnung Kraft für die kommenden Aufgaben finden. Weihnachten gibt uns ja die Gewißheit, daß das Licht über die Dunkelheit, das Leben über den Tod siegt. Wer aber könnte diese Gewißheit wohl tiefer verstehen als die Frauen, die Spenderinnen und Hüterinnen des Lebens? Sie tragen in sich den Frieden, um den die Welt noch kämpft. Aus dieser inneren Gefaßtheit aber können sie das Leben an die Zukunft weitergeben.

Unter Schmerzen und Gefahren schenken die Mütter ihren Kindern das Leben. So wissen sie, daß auch die Geburt einer neuen Zeit, so wie wir sie heute durchkämpfen, Schmerzen und Gefahren mit sich bringt. Die schweren Prüfungen, die unserem Volke auferlegt werden, können die deutschen Frauen im letzten Grunde deshalb nicht niederzwingen. Ihre Natur hat sie ja dazu bestimmt, ihr eigenes Leben gering zu achten, wenn es gilt, neues Leben zu schenken. So werden die deutschen Frauen sich — selbst im Angesicht des Krieges — zum Leben bekennen und damit den tiefsten Sinn des Weihnachtsfestes auch in diesem Jahre verstehen.

Die Lebensspendung der Mutter und die Todesbereitschaft des Soldaten mögen dem menschlichen Gefühl zunächst wohl wie ein erschütternder Gegensatz erscheinen. Im letzten Grunde jedoch sind sie geheimnisvoll ein gleiches. Mütter und Soldaten setzen ihr eigenes Leben ein, damit ein anderes sich größer und schöner erfüllen kann, damit das Leben der Nation unsterblich sei. Deshalb gehören Mütter und Soldaten in einem Volke zusammen, sie sind die Träger der Gläubigkeit und Zuversicht, die Garanten seiner Kraft und Unsterblichkeit. Zum Feste des wiederkehrenden Lichtes und des erwachenden Lebens erneuern die deutschen Frauen ebenso wie die Soldaten ihr mutiges, unerschütterliches Bekenntnis zum Leben und zu allem, was es auch bringen mag.

Man hat oft davon gesprochen, daß der Frieden das wesensgemäße Element der Frau sei, und es liegt nahe, gerade in der Weihnachtszeit an die alte Sehnsucht der Menschheit vom „Frieden auf Erden" zu denken. Die deutschen Frauen aber sind sich bewußt, daß heute für den Frieden gekämpft werden muß, und daß erst dann von ihm gesprochen werden kann, wenn er im richtigen Verhältnis steht zu all den Opfern, die bis heute an der Front und in der Heimat für ihn gebracht wurden. Auch wir Frauen wissen, daß der Ausgang, den einmal dieser Krieg nehmen wird, eine absolute und eindeutige Klärung der Dinge bringen muß. Er muß Heimatrecht bieten für alle Toten der Front und der Heimat, die in diesem Kriege gefallen sind, und er muß die Zukunft derjenigen sichern, die nach uns kommen.

So sehr die Frauen von der Vorsehung einen glücklichen Ausgang dieses gewaltigen Ringens erhoffen und erbitten, so unbedingt sind sie auch bereit, alle Prüfungen des Krieges auf sich zu nehmen, um sich der Opfer der Front würdig zu erweisen. Hart und unerbittlich sind die Gesetze des Krieges, und ebenso hart und unerbittlich gegen die feindliche Welt ist auch der Wille aller deutschen Frauen, die an der Seite ihrer Männer Soldatenfrauen und -mütter geworden sind. Nach innen aber, für alle, die zu ihnen gehören, schlagen ihre Herzen mit jedem Tage heißer in Dankbarkeit und Liebe, in Zuversicht und Gläubigkeit. Diese Liebe wird auch in diesem Jahre zwischen den Müttern in der Heimat und den Soldaten an der Front zum Ausdruck kommen. Sie wird sich widerspiegeln in den kleinen Gaben, die die Frauen trotz aller Beschränkungen und Belastungen ihren Soldaten ins Feld schicken werden, und in den Briefen, die Brücken über Zeit und Raum schlagen und das Gefühl der Verbundenheit schaffen trotz aller äußeren Trennung. Je mehr die einzelnen Familien durch den Krieg auseinandergerissen werden, desto fester wird sich die große Familie des Volkes zusammenschließen.

Vielleicht findet die Mutter, die ihren Sohn im Kriege verlor, Trost und neue Lebenshoffnung in der Fürsorge für einen unbekannten Soldaten, der keine Eltern mehr hat. Vielleicht weiß eine Frau, die ihren verwundeten Jungen zu Weihnachten nicht besuchen kann, ihn in der Obhut mütterlicher Betreuerinnen im Lazarett und ist dadurch ein wenig getröstet. So kann jeder deutsche Mensch, und sei er auch noch so weit von seiner eigenen Mutter entfernt, die Kraft und den Segen eines mütterlichen Herzens spüren. Jede Frau aber kann im Pflegen und Hüten, im Fürsorgen und Erfreuen Erfüllung ihres Wesens finden. Keiner darf einsam oder mutlos in den Weihnachtstagen sein, keiner darf zu schwer an Sorgen und Lasten zu tragen haben. Die deutschen Frauen als die Mütter der Nation wollen alle Kräfte einsetzen, damit auch in diesem Jahre Weihnachten das Fest der Liebe wird.

So wie die Natur Kraft in der Stille des Winters sammelt, so werden auch die Menschen in der Heimat trotz aller Sorgen und Belastungen aus der Besinnung der Weihnachtstage neue Kraft schöpfen. Sie haben die tröstliche Gewißheit: So wie die Sonne wieder ihre Bahn hebt, wenn Finsternis und Kälte die Welt beherrschen, und neues Licht und neues Leben schenkt, so werden auch im Weltgeschehen letztlich die guten Kräfte über die bösen siegen. Die Front braucht sich um die Heimat keine Sorgen zu machen! Die Frauen, als die Repräsentantinnen der Stimmung und Haltung der Heimat, als die von der Natur bestimmten Trägerinnen von Gläubigkeit und Zuversicht, werden in ihrer Gesamtheit auch in diesem Jahre die Weihnachtsbotschaft richtig verstehen. Sie werden darin den Sieg des Lichtes über die Finsternis, des Lebens über den Tod erkennen und voll Vertrauen in den endlichen Sieg des Guten weiter ihre Pflichten erfüllen.

Tapfere Frauen

BEKENNTNISSE AUS SCHWERER ZEIT

„Die Geschichte des deutschen Volkes lehrt uns", so schreibt Marie von Ebner-Eschenbach, „der Frauen Opfersinn gibt ihren Männern die Kraft und Weite des Mutes. Kleinmütige Frauen machen kleinmütige Männer, wie tapfere Frauen starke Helden schaffen." In Briefen und Selbstzeugnissen großer deutscher Frauen tritt uns jenes Frauentum entgegen, aus dessen Opfergeist und Tapferkeit des Herzens unser Volk zu allen Zeiten Trost, Stärke und gläubige Zuversicht gewann.

*

Liselotte von der Pfalz, 1671 dem Herzog von Orleans vermählt, blieb auch am Versailler Hof stets ihrem Volke treu. Und als französische Mordbrenner 1685 die Städte ihrer Heimat in Flammen aufgehen ließen, fand sie den Mut, ihrem königlichen Schwager vor versammeltem Hofstaat ihre Anklage ins Gesicht zu rufen:

„Ich weiß, daß es für mich nicht gut ist, deutsch zu denken. Aber ich halte es für ein großes Lob, wenn man hier verächtlich sagt, daß ich ein deutsches Herz habe und mein Vaterland liebe. Sollte man mir auch das Leben darüber nehmen wollen, so kann ich es doch nicht lassen, zu bedauern und zu beweinen, daß ich sozusagen meines Vaterlandes Untergang sein soll. So bekenne ich es laut vor jedermann, daß ich Abscheu empfinde über die Greuel und Schreckenstaten Ihrer Offiziere und Soldaten und nicht aufhören werde, den Pfälzern beizustehen, womit man mir auch drohen mag!"

In Preußens schwerster Notzeit war Königin Luise Führerin und Vorbild edelsten deutschen Frauentums. Als der Schatten des Todes schon neben ihrem Krankenlager aufragte, schrieb sie — noch unablässig um den Wiederaufbau des Staates bemüht — ihrem Vater: „Es ist meine Pflicht, nicht von meinem Posten, den Gott mir angewiesen hat, zu weichen und fest darauf zu stehen. Ich kann und darf den König nicht verlassen, er bedarf einer treuen Seele, auf die er bauen kann. Opfer und Aufopferung sind mein Leben ..."

*

Zu Beginn des Ersten Weltkrieges schrieb Helene Lange an die deutschen Frauen: „Es ist selbstverständlich, daß wir Frauen stärker am Frieden hängen als die Männer. Keine Frau aber will den Frieden um den Preis, daß das Leben ihres Vaterlandes dabei gelähmt und verkürzt wird. Keine deutsche Frau wünscht einen Frieden, der uns nicht bringt, was wir haben müssen: Sicherheit für die starke Entfaltung deutscher Leistung in der Welt, Spielraum für den quellenden Strom deutscher Kulturkraft, festen Boden für alle friedlichen Welteroberungen, die dem deutschen Geist in Wissenschaft, Technik, sozialer und wirtschaftlicher Organisation möglich sind. Gewiß — die Frauen leiden tiefer und schmerzlicher unter Opfern, die gefordert werden. Aber wenn die Frage heißt: Krieg oder Stillstand deutscher Entwicklung, Tod oder Knebelung deutschen Lebens, so lautet die Antwort der deutschen Frauen ohne Besinnung: Krieg und Tod!"

Wie war doch unser kleiner Markt so licht
Und rings erfüllt mit hellem Schein,
Wie strahlte doch der Kinder froh Gesicht
In all die bunte Herrlichkeit hinein!

Wir gingen damals beide Hand in Hand
Durch diese weihnachtliche Welt,
Und an dem Pfefferkuchenherzenstand
Hast du mir eins mit liebem Spruch bestellt.

Ja, du magst lächeln, ich bewahrt' es gut,
Liegt auch das alles schon so fern;
Wenn ich es anseh, faß ich neuen Mut,
Bin tapfer. Das hörst du doch sicher gern.

Bis eines Tages und für immer dann
Wir wieder Hand in Hand, wie Kinder froh,
Dann schenkst du mir vom Pfefferkuchenmann
Ein neues Herz, und größ'res sowieso.

Denn sieh; das alles wird ja wieder sein:
Der Markt voll Glanz und Glockenton,
Der hellen Weihnachtsbuden bunte Reih'n...
Freu dich mit mir. Und freu dich heute schon!

Monika Bartels

Wie gefällt dir meine grüne Tracht?

JÄGERBRAUCHTUM IM DEUTSCHEN HEER

Bei kaum einer Truppengattung der großdeutschen Wehrmacht gibt es soviel traditionsbedingte Eigenheiten wie bei der Jägertruppe. Dem Außenstehenden mag es zunächst fremd erscheinen, wenn beispielsweise der Chef einer Jägerkompanie seine Jäger mit „Waidmannsheil" begrüßt und diese ihm gleichermaßen antworten. Wenn man eine Jägerkaserne betritt, so fällt sofort die reiche Ausstattung der Flure, Stuben und Kameradschaftsräume mit jagdlichen Trophäen und Bildern auf. Um dieses waidmännische Drum und Dran zu verstehen, ist es notwendig, einen Blick in Entstehen und Werden der Jägereinheiten zu werfen.

Im Dreißigjährigen Kriege, als es noch keine allgemeine Wehrpflicht gab, machte sich ein Mangel an gut ausgebildeten Soldaten bemerkbar. Im Jahre 1631 zog darum Landgraf Wilhelm V. von Hessen-Kassel die gelernten Jäger und Förster aus seinen weitläufigen Waldrevieren zusammen, bildete aus ihnen eine Kampfeinheit und schuf damit die erste Jägertruppe der Welt, das nachmalige kurhessische Jägerbataillon. Seinem Beispiel, das sich in jeder Weise bewährt hatte, folgten bald fast alle deutschen, ja europäischen Länder. Alle deutschen Jägertruppen haben kriegerische Berühmtheit erlangt, nicht zu vergessen die Tiroler Kaiserjäger und die altösterreichischen Feldjägerbataillone.

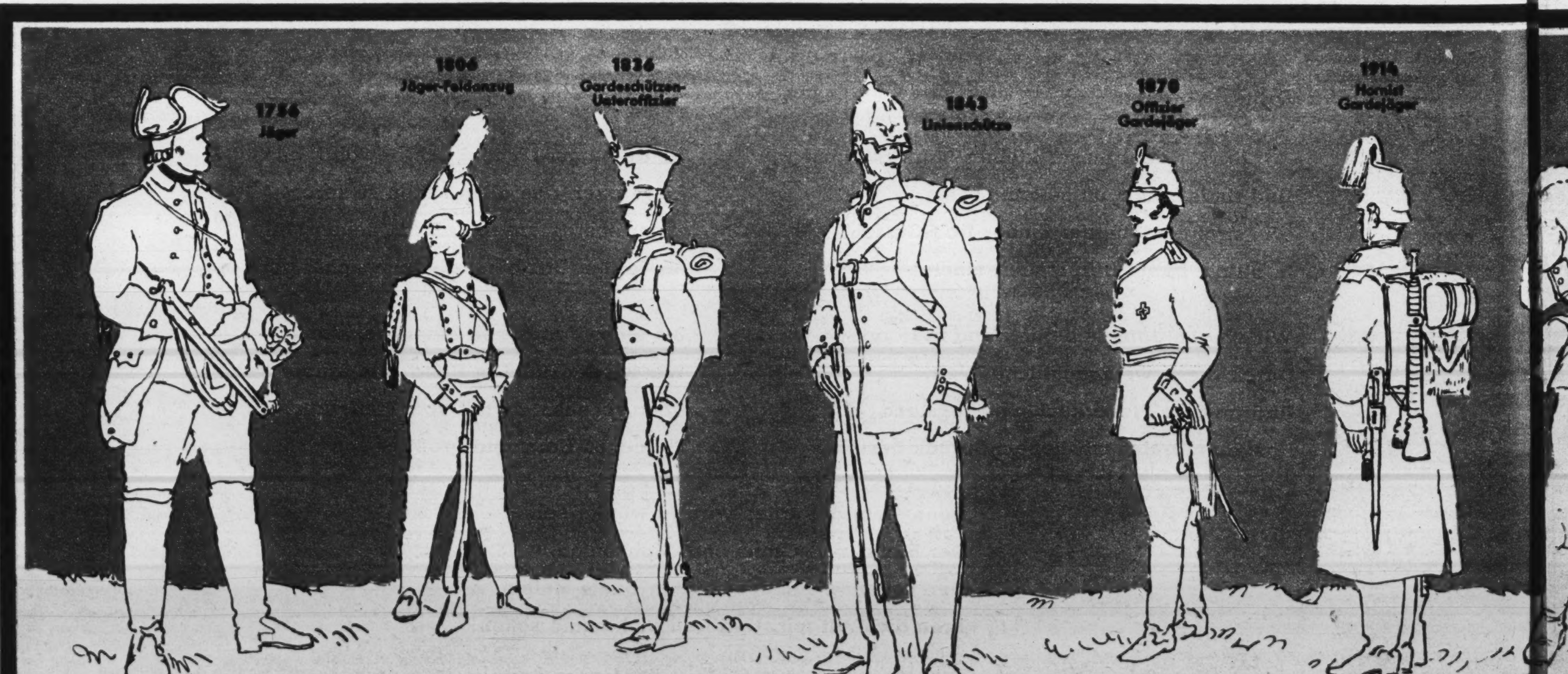
Anfänglich war es so, daß Berufskleidung und -waffen gleichzeitig als Truppenuniform und Kriegsbewaffnung dienten. Die grüne Farbe blieb fürderhin bestimmend in der Uniformierung, für das Gewehr blieb die Bezeichnung „Büchse" und für die Seitenwaffe „Hirschfänger" bis heute in Geltung. Die Unteroffiziere heißen heute noch „Oberjäger". Ebenso wurde das im Beruf getragene dachsartige Felleisen übernommen, das später zum dachsfelligen Tornister entwickelt wurde. Auch als nach 1918 im Reichsheer dieser Tornister abgeschafft war, nannte der Jäger den bei ihm eingeführten Kalbfelltornister der Infanterie, allenthalben „Affe" oder „Muckel" benamst, immer noch seinen „Dachs". Auch eine besondere Seitengewehrtroddel trugen die Jäger früher, eine grüne, und zwar ohne die bei der Infanterie üblichen Kompaniefarben; die Troddel der Oberjäger war silberdurchwirkt. Diese Troddeln wurden in der Reichswehr allen Fußtruppen verliehen.

Es war selbstverständlich, daß die im Wald heimische Unbekümmertheit und Frische, der gute kameradschaftliche Umgangston und ebenso das jagdliche Brauchtum den neuen Jägerformationen, die, in der ersten Zeit nur zu Kampfaufgaben zusammengezogen, in der Mitte des 18. Jahrhunderts zu einer stehenden Einrichtung geworden waren, das Gepräge gaben. So blieb es auch für alle Zukunft, denn bis in unsere Tage ergänzen sie sich zu einem namhaften Teil aus Berufsjägern und Forstleuten. Von Anfang an genossen diese Jägerformationen im Heere ein besonderes Ansehen. Um nur eines von vielen Beispielen dafür anzuführen: Bis in die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts wurde bei den preußischen Jägerbataillonen der einfache Jäger im Dienst mit „Herr" angeredet.

Der Dienstbetrieb bei den Jägern hat ebenfalls vieles aus der praktischen Jägerei übernommen. Als Signalhorn wurde anfänglich das große runde Pikörhorn benutzt, später — etwa zur Zeit der Freiheitskriege — das Flügelhorn, auch als Sauerländer Halbmond bekannt, und seit etwa hundert Jahren das kleine runde, sogenannte Fürst Pleßsche Jagdhorn. Es würde auch nicht zu der militärischen Eigenart des Jägers passen, nach den Klängen der Infanteriemusik in der allgemein üblichen Zusammensetzung zu marschieren. Bei den Jägerbataillonen des alten Heeres gab es Hörnermusiken, d. h. Hörner der verschiedenen Stimmlagen und Klangfarben, jedoch keine Holzblasinstrumente und auch kein Schlagzeug, eine Instrumentation, die ebenfalls bis heute bei einigen Jägertruppen bestehen geblieben ist. In der Natur der Dinge liegt es, daß das Liedgut der Jägereinheiten dem jagdlichen Lebenskreis entnommen wurde, denn — wie es in dem alten Jägerlied heißt — „Wie gefällt dir meine grüne Tracht, du Mädchen mit rosigen Wangen?"

Zum morgendlichen Dienst wird der Jäger nicht durch das übliche „Wecken", sondern durch das Hornsignal „Aufbruch zur Jagd" aus dem Schlaf gerüttelt, während der soldatische Tag damit schließt, daß statt „Locken zum Zapfenstreich" „Jagd vorbei" und statt „Zapfenstreich" „Halali" geblasen wird. Wenn diese Signale erklingen, fühlt sich der Jägersmann in seinen grünen Wald zurückversetzt, und mit doppelter Begeisterung wird er seine Pflichten im Wehrdienst erfüllen.

Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse



Auch sonstige jagdliche Fachausdrücke sind bei unseren Jägertruppen bodenständig geworden. So wird auch heute noch hier und da der Rekrut als „Frischling" bezeichnet, während dem Kommandeur grundsätzlich der Ehrentitel „Platzhirsch" zukommt, denn auch dieser ist es, der in seinem Bereich das höchste Ansehen und die höchsten Rechte genießt.

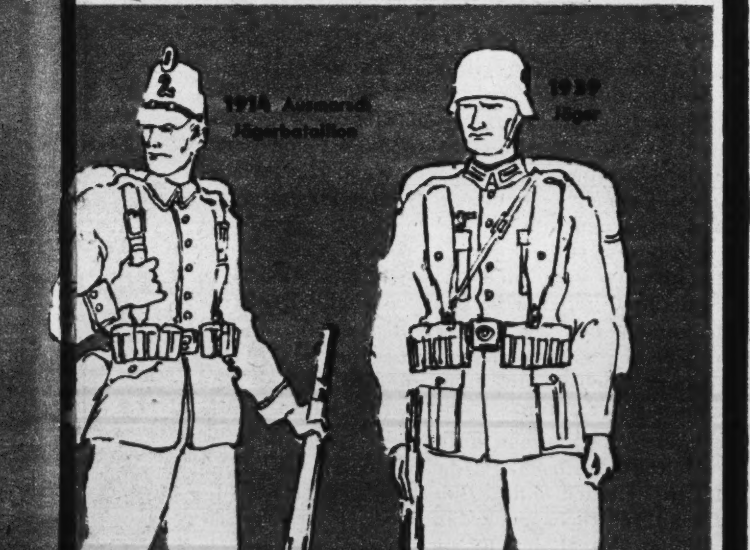
Zu Paraden und zu anderen festlichen Anlässen wurde früher ein „Eichenbruch" in die Mündung des Gewehrlaufes gesteckt. Treten Jäger zum Sturmangriff an, so schrecken sie den Feind mit ihrem alten Kampf- und Hatzruf „Horrido". Wen aber das Soldatenlos in der Schlacht in die ewigen Jagdgründe abberuft, dem wird, wenn er der Erde übergeben wird, ein letztes „Jagd vorbei" und „Halali" geblasen.

Sehr hohe Anforderungen wurden von je an die Schießfertigkeit gestellt. Ehrensache für einen Jäger, ein besonders guter Schütze zu sein! So mußten früher die Jägerbataillone jährlich mehr Übungen bzw. schärfere Bedingungen schießen als das übrige Fußvolk. Für die besten Kompanieschießleistungen gab es im alten Heer als sogenanntes Kaiserpreisabzeichen das goldene Hubertushirschgeweih, das von allen Kompanieangehörigen auf dem rechten Oberarm zu tragen war. Daneben aber wurden bis zu diesem Krieg in allen Jägerkompanien jährlich Ehrenhirschfänger als höchste Einzelschießpreise ausgeschossen, die von den glücklichen Erringern für die Dauer eines Jahres zum kleinen Dienst und außerhalb des Dienstes getragen wurden. Wer einen solchen Ehrenhirschfänger dreimal hintereinander erschoß, der erwarb ihn zu dauerndem Besitz.

Vor dem Weltkrieg war es so, daß etwa zu jedem Armeekorps ein selbständiges Jägerbataillon gehörte. Im 100 000-Mann-Heer führte bei jeder der sieben Divisionen ein Bataillon eines Infanterieregiments die Bezeichnung „Jägerbataillon" mit grüner Truppenfarbe und Jägertradition. Als wir durch des Führers Tat wieder ein Volksheer der allgemeinen Wehrpflicht erhielten, wurden erstmalig in der deutschen Heeresgeschichte Gebirgsjägerregimenter aufgestellt. Wer kennt sie nicht, die Männer mit dem Edelweiß am Arm und an der Mütze! In diesem Krieg wurden außerdem Jägerregimenter, zusammengefaßt in Jägerdivisionen, gebildet. Sie tragen außer der grünen Waffenfarbe das dreifache grüne Eichenlaub statt des Edelweißes.

In allen Kriegen haben deutsche Jäger ruhmvoll gezeigt, daß sie schießen und stürmen können, und wenn es sein muß, auch zu sterben wissen. Wenn sie ihr Brauchtum als wertvolles Vermächtnis pfleglich hüten und auf ihre Tradition besonders stolz sind, so will alles dieses nur so verstanden sein, daß es ihnen erhöhte Verpflichtungen auferlegt, bis das „Halali" das siegreiche Ende dieses Krieges kündet.

Hauptmann Julius Schmidt



Frauen OHNE EHEPARTNER?

VON LEUTNANT HERBERT HAHN

Wer sich Gedanken um die Zukunft des Volkes macht — und wir Soldaten, die wir inmitten des Ringens um diese Zukunft stehen, tun dies ja fast zu jeder Stunde —, stößt dabei immer wieder auf die bevölkerungspolitischen Probleme der Gegenwart und Nachkriegszeit. Darüber kann kein Zweifel sein: dem Waffensieg muß die biologische Selbstbehauptung folgen, wenn das deutsche Volk seine Mission erfüllen soll. Der Wille zum Kinde darf kein propagandistisches Schlagwort bleiben; er muß zum Entschluß jedes einzelnen werden, auch des Soldaten, der an der Front steht und nur in seltenen und kurzen Urlaubswochen den Segen des Ehe- und Familienlebens genießen darf. Es sind letztlich die Kinder der Lebenden, die in die Bresche springen müssen für unsere gefallenen Kameraden und deren ungeborene Erben.

Gewiß, es wird nicht leicht sein, all die Lücken zu füllen, die der Krieg in den Volkskörper reißt. Die Nachdenklichen unter uns machen sich Sorge darum, ob es jemals möglich sein wird, den Aderlaß des Krieges auszugleichen und darüber hinaus noch einen Wall deutscher Menschen zu schaffen, der die Früchte des Sieges für alle Zeiten zu schützen vermag. Denn praktisch bedeutet dies ja, daß unsere jungen Frauen vielfache Mütter werden müssen und daß möglichst keine gesunde deutsche Frau kinderlos bleiben darf. Wie aber soll dies erreicht werden, wenn Hunderttausende junger Männer nicht aus dem Felde zurückkehren, wenn also ebenso viele junge Mädchen zur Ehelosigkeit verdammt sein werden? Wie will man nach dem Kriege das Übergewicht der Mädchen ausgleichen, wenn wir doch schon zu normalen Zeiten einen Frauenüberschuß hatten?

Halt, da stocken wir schon! Das Schlagwort vom Frauenüberschuß will nämlich mit Vorsicht genossen sein. Er ist ein Tatbestand, der der Vergangenheit angehört. Die deutsche Bevölkerungsziffer weist nämlich seit 1901 in jedem Jahrgang der Heiratsfähigen unentwegt und mit aufsteigender Tendenz mehr Männer als Frauen auf. 1910 kamen auf 1000 Frauen 1001 Männer; 1933 waren es bereits 1006 und 1939 sogar 1009 Männer. Der Zweifelnde wird fragen, wie es zu einer solchen Vertauschung vom Frauen- zum Männerüberschuß kommen konnte. Zwei Gründe sind dafür maßgebend: erstens die Fortentwicklung der ärztlichen Kunst und zweitens die Gepflogenheit des Mannes, sich eine Lebensgefährtin zu suchen, die jünger ist als er selber.

Bei der Geburt überwiegt die Zahl der Knaben die der Mädchen schon immer etwa im Verhältnis 106 : 100. Ein zweites Naturgesetz aber sorgte dafür, daß dieser männliche Vorsprung wieder aufgehoben wurde: die höhere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts besonders im Säuglings- und Kindesalter. In neuer Zeit aber ist es gelungen, die Säuglings- und Kindersterblichkeit so stark herabzudrücken, daß auch die Knaben keiner größeren Gefahr mehr ausgesetzt sind; das Übergewicht der Männer beim Eintritt ins Leben bleibt also auch in den späteren Altersstufen zumindest teilweise erhalten. Noch stärker zugunsten des männlichen Anteils aber wirkte die Tatsache, daß ein im Wachstum befindliches Volk stets einen Frauenüberschuß im Heiratsalter aufweist, während bei sinkender Geburtenentwicklung unter den Ehefähigen die Männer überwiegen. Dies ist daraus zu erklären, daß im Durchschnitt der Mann eine um mehrere Jahre jüngere Frau heiratet, daß er also bei abnehmender Geburtentendenz auf einen zahlenmäßig schwächeren Jahrgang angewiesen ist, der auch entsprechend weniger Frauen aufweist. Diese Situation, also ein Männerüberschuß, besteht heute, denn die jetzt Heiratsfähigen stammen aus der Periode des Geburtenschwunds, der zwischen 1908 und 1933 liegt. Frühestens in zehn Jahren erst, wenn nämlich die nach 1933 Geborenen ins ehefähige Alter kommen, kann eine Wandlung im Gleichgewicht der Geschlechter bezüglich der Heiratsaussichten spürbar werden; sie aber wird dann wieder unterbrochen werden durch den kriegsbedingten neuerlichen Rückgang der Geburtenziffer, der sich dann schließlich wiederum in Richtung eines Männerüberschusses auswirken muß.

Wir haben bei diesen Überlegungen die vorhandenen und noch zu erwartenden männlichen Verlustziffern des gegenwärtigen Krieges außer acht gelassen. Sie aber sind es ja in erster Linie, die die Befürchtung eines künftigen Frauenüberschusses, vielleicht gar in großem Ausmaß, hervorrufen. Man denkt dabei leicht auch an die volksbiologische Gleichgewichtsstörung, die unser Volk in Richtung eines empfindlichen Männermangels nach dem ersten Weltkrieg durchzumachen hatte. Da die gegenwärtigen Kriegsverluste an jungen Männern noch nicht endgültig festliegen, läßt sich auch nicht voraussagen, ob sie zu einem Ausgleich des im Augenblick noch bestehenden Männerüberschusses oder gar zu dessen Umwandlung in einen Frauenüberschuß führen werden. Auf jeden Fall aber ist die Ausgangssituation eine völlig andere als vor einem Vierteljahrhundert: damals bestand schon ohne die Wirksamkeit der Kriegsverluste ein empfindlicher Frauenüberschuß, hervorgerufen durch die aufsteigenden Geburtenziffern der Jahrgänge vor 1908 und durch den Ausfall der unverheirateten Männer, die dem Auswandererstrom nach Übersee gefolgt waren; heute aber steht den Kriegsverlusten, so unersetzlich sie auch für die völkische Substanz sind, ein Männerüberschuß entgegen, der zumindest von den männlichen Ausfällen der ersten vier Kriegsjahre noch nicht völlig aufgezehrt werden konnte.

Für unsere unverheirateten Frauen ist also kein besonderer Grund zur „Torschlußpanik" vorhanden; die Befürchtung eines sehr schmerzlichen Frauenüberschusses ist auch bei weiteren Kriegsverlusten nach menschlichem Ermessen unangebracht. Dennoch ergibt die angeführte Statistik ein falsches Bild, weil sie stets nur vom Reichsdurchschnitt sprach. Ein Überschuß von 9 Männern auf 1000 Frauen, also von weniger als 1 Prozent, wie er bei Kriegsbeginn bestand, fiel optisch und psychologisch kaum ins Gewicht, ebensowenig würde ein gleichwertiger Frauenüberschuß besonders ins Auge fallen. Dennoch aber hat auch der oberflächliche Beobachter fast nirgendwo den Eindruck eines zahlenmäßigen Gleichgewichts der Geschlechter, wie es aus unserer Statistik hervorgeht. Den Grund finden wir darin, daß diese Ziffern zwar für die Gesamtbevölkerung, nur selten aber für ein eng begrenztes Siedlungsgebiet gelten. Nach der Reichsstatistik brauchte 1939 nur ein einziger von hundert Männern ohne Partnerin zu bleiben; in weiten Landbezirken aber fand nach den Bevölkerungsziffern jeder fünfte oder sechste Mann keine Frau; und in den Großstädten wiederum war nur für drei Viertel der heiratsfähigen Frauen ein männlicher Partner vorhanden. Der zahlenmäßige Unterschied der Geschlechter steigt also im Vergleich zum Reichsmittel in den kleineren Verwaltungsbezirken und Städten bis auf das 20- oder 25fache, nach der einen oder anderen Seite, an; und diese Erscheinung ist bevölkerungspolitisch schon erheblich bedenklicher als die geringen Schwankungen im Reichsdurchschnitt. Diese „Entmischung der Geschlechter", deren volksbiologische Bedeutung in neuester Zeit auch wissenschaftlich untersucht wurde*), ist sowohl auf das

*) Hier ist insbesondere die im Reichsgesundheitsverlag Berlin-Wien erschienene Schrift von Dr. med. F. Reichert zu nennen: „Das Gleichgewicht der Geschlechter im Heiratsalter."

Zeichnung: Kossuth

allgemeine Mißverhältnis zwischen Stadt und Land — hier Männerüberschuß, dort Frauenüberschuß — wie auch auf die Unterschiede einzelner deutscher Landschaften zurückzuführen. So weist beispielsweise das ganze rheinisch-westfälische Gebiet mit seiner Kohlen- und Eisenindustrie, die vor allem den Mann anzieht, seit Jahrzehnten einen Männerüberschuß auf, während beispielsweise im vogtländischen Textilgebiet, das während seiner ganzen Entwicklung den Frauen höhere Arbeitsaussichten bot, ein starkes Übergewicht an Frauen hat. Ausgleiche aber kommen nicht zustande, weil einerseits Städte mit Männerüberschüssen stets in Gebieten liegen, die ohnehin schon an Frauenmangel leiden, und andererseits die überschüssigen Frauen aus Städten, deren Umgebung Männerüberschuß aufweist, von den Männern der Landbevölkerung nicht begehrt werden, da sie zur Landfrau nicht tauglich und meistens auch nicht willens sind.

Auch der Krieg bringt zusätzlich eine allgemeine Entmischung der Geschlechter mit sich; er bindet Millionen Soldaten an die Front und ebenso viele Frauen männerlos an die Heimat; diese Entmischung aber ist immerhin kriegsnotwendig, wird volksbiologisch durch den Urlaub abgemildert und ist zeitlich auf den Krieg beschränkt. Die ohnehin aber schon vorhandene Entmischung wirkt sich seit Jahrzehnten ungehindert aus; sie führt dazu, daß in Gebieten mit Frauenüberschuß viel mehr Frauen und in einem Männerüberschußgebiet viel mehr Männer ledig bleiben, als nach der gesamtvölkischen Lage nötig wäre.

Wir lenkten unser Augenmerk auf diese Erscheinung, weil sie uns folgendes zeigt: das bevölkerungspolitische Nachkriegsproblem besteht nicht so sehr in der Abwehr der Folgen eines vermeintlichen generellen Frauenüberschusses als in der Herstellung eines gesunden Gleichgewichts der Geschlechter durch Aufhebung jener örtlichen und territorialen Entmischung, deren Ursachen vorwiegend wirtschaftlicher und soziologischer Art sind und die deshalb auch von diesen Lebensfaktoren her anzupacken ist. Bestünde die volksbiologische Hauptgefahr in einem einseitigen Frauenüberschuß größeren Ausmaßes, müßte man — um des Bestandes der Nation willen — vielleicht außergewöhnliche Wege gutheißen, müßte man vielleicht das „Kind um jeden Preis" fordern und auch von der unverheirateten Frau erwarten, daß sie Mutter vieler Kinder wird. Wir alle kennen die zweckpropagandistischen Märchen meist feindlichen Ursprungs, die eine solche Lage der Dinge wahr haben wollen. Zum Glück aber sind wir gar nicht gezwungen, solche Lösungen gutzuheißen oder zu verwerfen; wir können einfach ohne Stellungnahme auf sie verzichten, weil dem Frauenüberschuß in dem einen Gebiet auch nach dem Kriege noch ein Männerüberschuß in anderen Bezirken gegenüberstehen wird, und weil es deshalb nicht darum geht, der zur Ehelosigkeit verdammten Frau zu einem Kind zu verhelfen, sondern vielmehr darum, den frauenlosen Männern und den männerlosen Frauen den Weg zum Lebensgefährten freizulegen, den Weg zur Ehe, der noch immer auch der idealste Weg zum Kinde ist.

Dieser Weg ist für uns gangbar, wenn es uns gelingt, der Entmischung der Geschlechter zu begegnen. Soweit es sich dabei um die allenthalben vorhandenen Unterschiede von Stadt und Land handelt, ist die Aufgabe identisch mit einer Auflockerung der Großstädte und mit einer Abwehr der Landflucht, die insbesondere eine Flucht der weiblichen Jugend ist. Bezüglich der territorialen Entmischung ganzer Gebiete aber greift die Aufgabe des Volksbiologen ins Gebiet der Wirtschaftslenkung über. Bei der Standortwahl der Industrie wird man künftig nicht nur die Rohstoffvorkommen, die Verkehrslage und die örtlichen Kraftquellen, sondern auch die volksbiologische Situation mitsprechen lassen müssen. Warum soll man nach dem Kriege nicht Männerindustrien dorthin verlegen, wo Frauenüberschuß besteht; oder warum soll man sie, wenn sie am Ort verbleiben müssen, nicht mit Unternehmungen mischen, die in Massen die Frauen nach sich ziehen.

Wenn der Appell an den Willen zum Kinde gehört werden soll, wird die ordnende Hand des Staates vor allem den Weg zur Ehe freilegen müssen, der für viele zum Glück nicht durch eine generelle Gleichgewichtsstörung, sondern nur durch die Entmischung der Geschlechter verbaut ist. Einer volksbiologisch orientierten Wirtschaftsplanung harren daher Aufgaben von größter Bedeutung, denn wenn unsere Nation und damit die Kultur des Abendlandes erst einmal vor der Bedrohung unserer Feinde gerettet sind, wollen sie vor der kaum geringeren Gefahr biologischen Siechtums bewahrt sein.

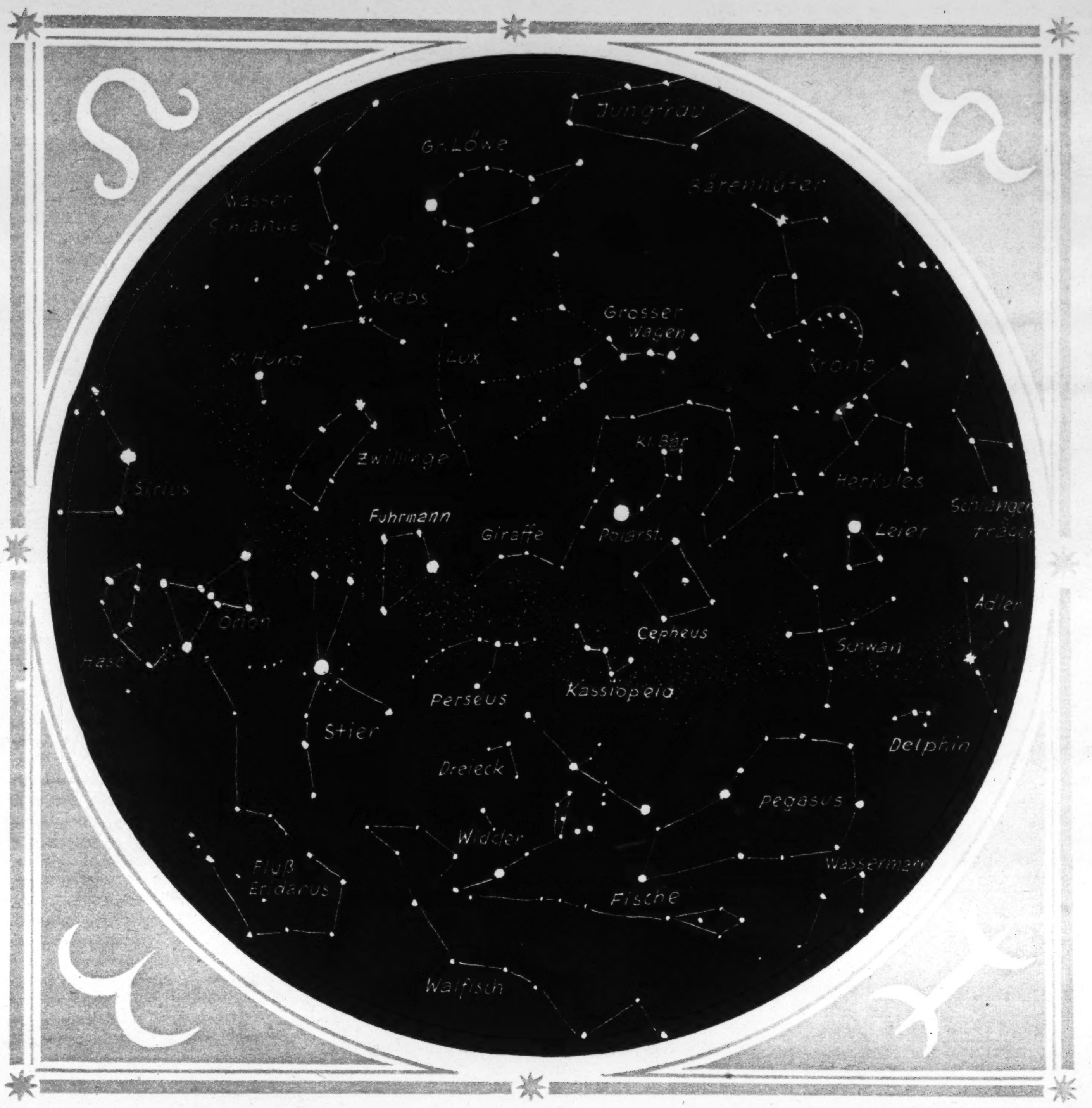
Heimat, deine Sterne...

Was ist immer der schönste und eindrücklichste Augenblick jeglicher Rückkehr: wenn man an hundert kleinen Dingen die Heimat wiedererkennt; es brauchen nicht die Menschen zu sein, die einem teuer und lieb, nicht das Haus, in dem man glückliche Jahre verbracht, nicht die Linde, unter der man die Liebste zum ersten Male geküßt. Nein, wenn das Schiff noch weit draußen auf See über die Wogen tanzt und das Land nur ein feiner Strich über der Kimm, dann ist da irgendwo eine schlanke Spitze, die Ahnung nur eines Turms, und man entdeckt, man erkennt freudig erregt: das ist der alte Michel, St. Maren oder der Peter. Deshalb bauten sie überall an den Küsten die Kirchtürme so hoch und so ragend — viel höher als hinten im Binnenland —, damit der heimkehrende Seefahrer von weither sie schon erschauen konnte, den Gruß der Heimat! Und wenn der Zug den Bergen sich nähert, eine glitzernd-vielgezackte Kette über dem Horizont aufsteigt, dann flüstert man andächtig die Namen der Gipfel her wie ein stilles Gebet, denn an jeden von ihnen knüpft sich eine Geschichte, eine liebe Erinnerung. Oft hat man sie im Wachtraum gesehen, draußen, wenn die Nacht ihren dunklen Mantel über Steppe oder Atlantik, über Eiswüsten oder die zerklüftete Landschaft des Kampfes gebreitet, daß man in der fremden Ferne auf einmal die Heimat sah, einen Kirchturm über den Schattenrissen winkliger Dächer oder eine schimmernde Spitze über den breiten, dunklen Rücken der Felsen. Und die Sterne darüber, die Sterne der Heimat: ja, dort den Großen Wagen mit der dreisternigen Deichsel, den Schwan drüben im Westen, das leuchtende W der Kassiopeia; drüben im Südosten aber, unverkennbar mit seinem Jakobsstab, der Orion... Heimat, deine Sterne! Vielleicht erinnert man sich einer Weihnachtsnacht, da man durch die glockenreine Stille über den leise knirschenden Schnee gewandert, da man einmal den Blick zum Himmel gehoben: Das war ein Leuchten und Blitzen und Flimmern von unzähligen Sternen und Sternchen; und man erkannte sie wieder, ohne sie je recht gekannt zu haben, die „Stars" unter den Sternen, den Sirius vor allen anderen, den „Funkelnden" und hellsten von allen, die Wega in der Leier und die Kapella im Fuhrmann, den Arktur im Bootes und den Rigel im Orion, den Altair im Adler oder den Aldebaran im Stier, den Deneb im Schwan. Beim letztenmal, da man die blinkenden Bilder am Himmel aus den Sternen wieder zusammensetzte, da haben ein paar liebe Lippen auf einmal zu summen begonnen das uralte, wissensdurstige Lied: „Weißt du, wieviel Sternlein stehen an dem hohen Himmelszelt?" Wir Männer sind oft sehr dumm und recht schwer von Begriff: wir haben die hingesungene Frage sehr ernst genommen und wirklich geglaubt, daß die Lippen nach Wissen dursten. Aber wieviel Sterne wirklich am Himmel stehen, das haben wir nicht gewußt, nur sehr roh geschätzt haben wir ihre Zahl: hunderttausend vielleicht? Man müßte sie einfach zu zählen versuchen!

Man würde sehr überrascht und wahrscheinlich sogar recht enttäuscht sein: es sind rund dreitausend, die man mit dem unbewaffneten Auge sieht. Aber diese Zahl wächst schon ins Riesenhafte, wenn wir nur einen Feldstecher zu Hilfe nehmen; sie wächst weiter, wenn man den Himmel mit dem astronomischen Fernrohr untersucht, wenn man mit den modernen Refraktoren und Spiegelteleskopen in die letzten, scheinbar stockdunklen Winkel des Firmaments eindringt: die Astronomen haben bisher etwa 15 Millionen Sterne gezählt und registriert. Aber auf astrophysikalischem Wege — die Astronomen „wiegen" Sonne, Mond und Sterne nach ihren Geschwindigkeiten und Anziehungskräften, und sie haben ausgerechnet, daß jeder Stern am Himmel im Durchschnitt ungefähr so viel wiegt wie unsere Sonne, nämlich 1992 Trillionen Tonnen (das sind 24 Nullen hinter der Zahl 1992!) oder 332 000mal soviel wie unsere Erde —, auf diesem Wege also kommt man zu einer Sternenzahl von etwa 100 000 Millionen Sternen. Wenn man also wieder einmal in einer Sternennacht, vielleicht von einem lieben Mädchen, die Frage nach der Zahl der Sterne hören sollte, dann — kann man wenigstens antworten und den Wissensdurst stillen. Man beginne nun beileibe nicht nachzuzählen, ob die Astronomen sich etwa verzählt haben könnten, denn dazu würde man siebenhundert Jahre brauchen, auch wenn man unentwegt Tag und Nacht in jeder Minute 1500 Sterne zählte.

Das letzte Mal, als man unter dem Sternenhimmel der Heimat dahinschritt, da fiel einer vom Himmel. In hellleuchtender Bahn raste er zur Erde, und man fühlte es ganz deutlich neben sich: wie die Lippen des Mädchens an unserer Seite lautlos einen Wunsch aussprachen. Eine Sternschnuppe! Ein alter Aberglaube behauptet es: wenn man geistesgegenwärtig genug ist, in diesem kurzen Augenblick einen Wunsch auszudenken, dann geht er in Erfüllung. Und dieser Aberglaube ist nicht ganz so töricht, wie er erscheinen mag; denn dem geistesgegenwärtigen, augenblicksbewußten Menschen, der keine „Schrecksekunde" kennt, erfüllt sich ein Wunsch eher und häufiger als dem Lang-

samen, Lässigen und Leichtverblüfften. Der Stern, der da „vom Himmel fällt“, hat allerdings mit solcher Erfüllung nichts zu tun: es ist ein Stückchen Himmelskörper, ein Planetensplitterchen, das auf seiner Vagabundenbahn durch das Weltall in Erdnähe geriet, von ihr angezogen wurde, in die Lufthülle eindrang, durch die Reibung glühheiß wurde und nun weißglühend und leuchtend über den Himmel zieht, um vielleicht irgendwo als ein Klümpchen Eisen auf die Erde niederzufallen; die meisten sind nicht größer als eine Walnuß oder eine Erbse; die allermeisten kommen gar nicht bis zur Erde; sie „verdampfen“ auf ihrem Luftwege. Nur selten findet man „Meteoriten“ beträchtlicher Größe. Über der Sternschnuppe aber und dem Gespräch, das sich daran geknüpft — sie verrieten natürlich einander, was sie sich gewünscht: „Komm mir gesund wieder!“ —, hatten sie sich ein wenig verirrt, und wenn man in die Nacht hinausgeht, um in zwei helle Sterne zu gucken, nimmt man gewöhnlich weder Karte noch Kompaß mit, nicht einmal eine — Sternkarte! Da hat es dann fast einen kleinen Streit gegeben: da war also der Große Wagen deutlich am Himmel zu erkennen; wenn man den Abstand der beiden hinteren Wagensterne etwa um das Fünffache verlängert, das wußte er noch, stößt man auf den Polarstern, und dort ist Norden; sie mußten sich also ein wenig rechts, das heißt östlich halten, um wieder in die Nähe ihres Dorfes zu kommen. Man konnte sich also nach dem hellen Stern dort drüben richten, der Kapella; wenn man stets in seiner Richtung ging, mußte man ... Nein, und das war ein Irrtum! Denn die Sterne, auch die „Fixsterne“, die „feststehenden“, stehen keineswegs still, sondern sie bewegen sich, gehen auf und unter wie Sonne und Mond, das ganze Himmelsgewölbe dreht sich — um den Polarstern; natürlich nur scheinbar, genau wie die Sonne; denn in Wirklichkeit dreht sich unsere Erde — im Himmelsgewölbe. Wollte man also einem Stern „nachlaufen“, würde man in einem kleineren oder größeren Kreise gehen, je nach der Höhe, in der unser Zeitstern über dem Horizont steht. Zu zweit würde man es vielleicht gar nicht so sehr bedauern, im — Kreise zu gehen, bis im Osten der Morgen dämmert; aber wenn man sich allein verirrt hat, ist es doch sicherer und ratsamer, keinen anderen Sternen als dem Polarstern zu trauen; denn er bleibt wirklich stehen, ist „der ruhende Pol in der Himmelserscheinungen Flucht“, der himmlische Nordpol. So sehen die Kameraden an der Murmanskfront, am Eismeer und hoch in Norwegen den Polarstern fast genau über sich; in der Heimat aber, in Berlin etwa, unter dem 52. Breitengrad, sehen sie ihn nicht im Zenit, sondern etwa auf dem zweiten Drittel zwischen Horizont und Zenit. Und am Äquator würde man ihn genau am Horizont suchen müssen. Man sieht also nicht überall dieselben Sterne, das Südliche Kreuz z. B. sehen wir in Europa nie, und auch der hellste Stern des Firmaments, der Sirius, ist nur von Ende November bis Anfang April (abends um 22 Uhr) über dem Horizont Europas zu entdecken. Es gibt also eine „heimatliche Sternenlandschaft“, und das Lied „Heimat, deine Sterne!“, es irrt nicht, es übertreibt nur ein wenig, wenn man den Begriff Heimat zu eng faßt. Denn vom Nordkap bis nach Süditalien, von der Ostfront bis an den Atlantik bleibt ein ganzer Kreis von Sternen immer sichtbar; das sind die sogenannten „Zirkumpolarsterne“, zu denen die beiden Bären, Drache und Kepheus, Schwan und Leier, Kassiopeia und Perseus, Andromeda und Fuhrmann gehören. Die übrigen Sternbilder aber tauchen nur zuweilen über den Horizont, stehen etwa in Griechenland hoch am Himmel, wenn sie an der Kanalküste gerade noch am südlichen Horizont erkennbar sind; und im Osten sind sie gegen 1 Uhr schon hoch hinaufgestiegen, während sie in Bordeaux eben erst über dem Horizont auftauchen. Denn ihr Weg über den Himmel ist nicht anders als jener der Sonne.



Zeichnung: Ogfr. Erich Haase

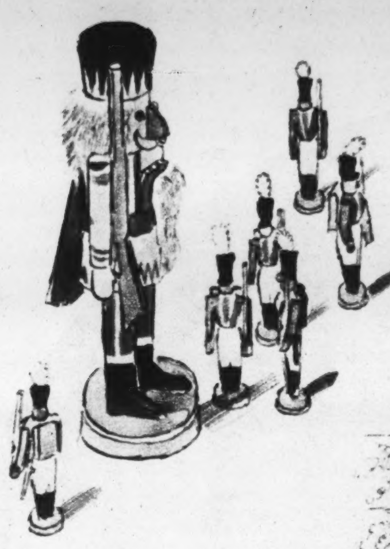
Aber den Großen Bären, den Himmelswagen, den sehen sie alle, alle Fronten und die Heimat zugleich am Himmel — wenn auch vielleicht der eine mehr im Norden, der andere mehr östlich und die Liebste daheim am westlichen Himmel. Und wie viele möchten diesem himmlischen Wagen ein ganzes Grußpaket in die Heimat mitgeben. Wenn man es täte, wenn man seine Grüße mit Gedankenschnelle hinaufschickte zu den Sternen und sie sie ohne Verweilen mit der Geschwindigkeit des Lichts — 300 000 Kilometer in der Sekunde! — wieder zur Erde und in die Heimat weiterbeförderten: die Empfängerin wäre inzwischen sehr alt und sehr grau geworden, uralt und eisgrau, ihre beiden hellen Augensterne wären wahrscheinlich schon für immer erloschen! Wenn man sich z. B. den hellen Deneb im Sternbild des Schwan als Lichtboten aussuchte, die Botschaft wäre über tausend Jahre unterwegs, bevor sie die Erde wieder erreichte! Sogar der Stern, der der Erde am nächsten steht — ein winziger Stern im Sternbild des Zentauren —, ist 40 Millionen Kilometer von ihr entfernt, und ein „Feldpostlichtgruß“ würde zu ihm und zurück in die Heimat etwa achteinhalb Jahre unterwegs sein. Da ist gewöhnlich die Feldpost immer noch ein wenig schneller.

Unheimlich schnell, unvorstellbar schnell, wenn man zum Sternenhimmel aufschaut: da entdeckt man irgendwo vor dem Dunkel des Weltalls einen lichten Nebel, einen „Sternhaufen“, aus Hunderttausenden von Sonnen wie die unsere zusammengesetzt, ein ganzes „Weltall“ für sich; aber vielleicht — war es einmal: denn die Lichtbotschaft, die uns in diesem Augenblick von dieser Welt leuchtend berichtet, sie ist dort vor etwa 20 000 Jahren aufgebrochen! Ob diese Welt da oben heute noch besteht, wir wissen es nicht; wir werden es frühestens in 20 000 Jahren erfahren!

Vielleicht besteht dann unsere Erde nicht mehr? Nun, sie besteht jetzt schätzungsweise 2000 Millionen Jahre, und einige Millionen Jahre dürfte sie noch aushalten. Allerdings, man hat festgestellt, daß die Sterne leuchtend sich verzehren, sich am Weltall verschwenden; auch unsere Sonne verschwendet sich, an uns zum Beispiel, daß wir leben können; denn ohne Licht und Wärme würden wir ins Dunkel, ins Nichts versinken. Diese Verschwendungssucht muß sich natürlich einmal rächen, einmal wird sie ihre Kraft ausgegeben haben, ins Nichts „verdampft“ sein wie jene Sternschnuppe damals, die sich leuchtend selbst verzehrte, um uns einen Wunsch freizustellen: „Komm gesund wieder!“

Aber wenn inzwischen die Sonne? Ja, es ist eine ernste Sorge; aber vorläufig beschäftigt sie nur die Astronomen und die Astrophysiker, die Frage nämlich, wie lange der Stern, Sonne genannt, noch leuchten und wärmen wird; und sie ist sogar schon beantwortet: schätzungsweise noch fünfzehn Millionen Jahre. Für unsere Söhne und Enkel besteht also vorläufig keine Gefahr, und uns Lebenden wird sie und werden alle 100 000 Millionen Sterne noch bis an unser Ende scheinen, und das Lied wird weiter singen: „Heimat, deine Sterne!“ Wir aber, wir werden sie nicht zählen, wir werden sie nicht wiegen und nicht messen; wir werden nur glücklich sein, wenn sie uns viele lichte Jahre scheinen, die zwei hellen Augensterne in der Heimat — mag der Astronom sie einen „Doppelstern“ nennen; wir wissen, daß es eine ganze Welt ist, und daß ihr beglückendes Licht in der Kürze eines einzigen Atemzuges zu uns dringt, leuchtend und wärmend, unerschöpflich, unergründlich ...

Hans Nirwan

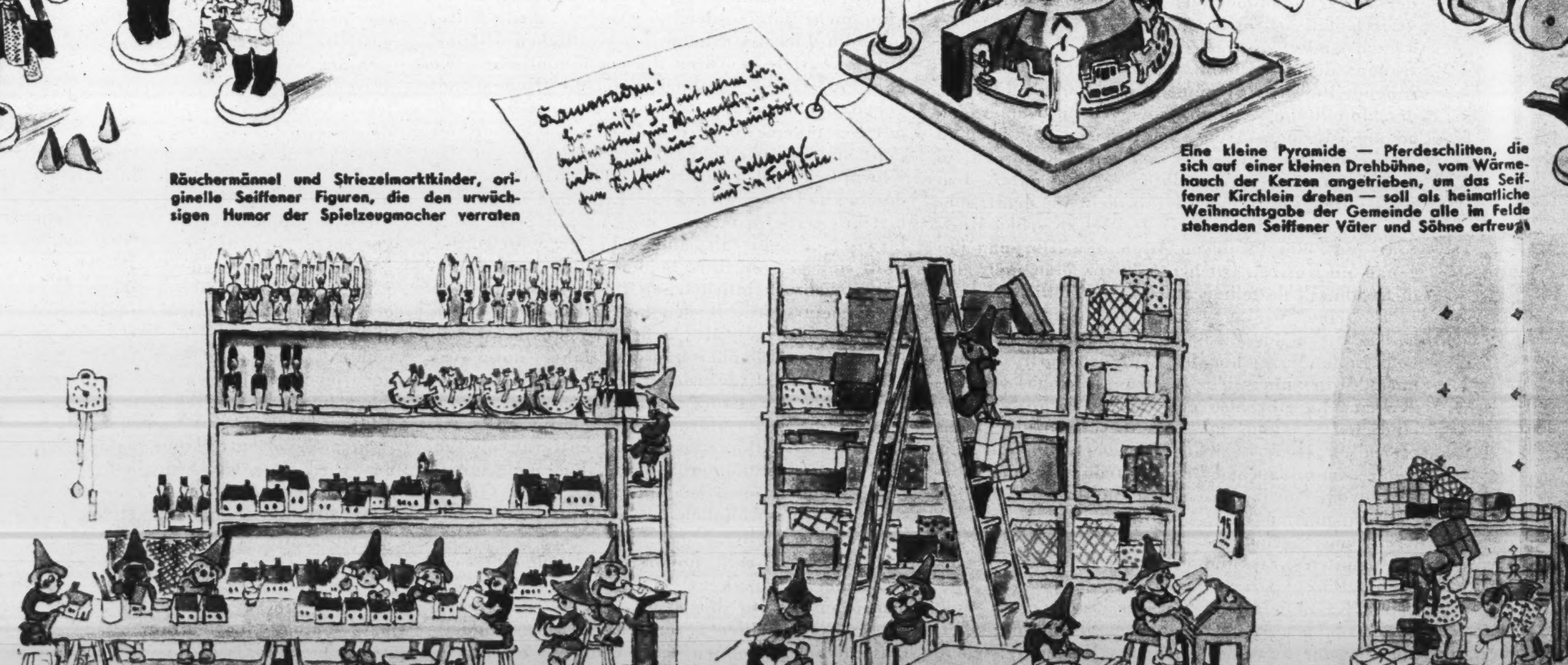


Kurrendesänger mit Adventstern, eine Seiffener Gruppe von Max Schanz, von dem auch der Weihnachtsmann (unten rechts) stammt

Erzgebirgische Weihnachtspyramide, Permett genannt

Räuchermännel und Striezelmarktkinder, originelle Seiffener Figuren, die den urwüchsigen Humor der Spielzeugmacher verraten

Eine kleine Pyramide — Pferdeschlitten, die sich auf einer kleinen Drehbühne, vom Wärmehauch der Kerzen angetrieben, um das Seiffener Kirchlein drehen — soll als heimatliche Weihnachtsgabe der Gemeinde alle im Felde stehenden Seiffener Väter und Söhne erfreuen



So haben wir uns als Kinder die Weihnachtswerkstatt vorgestellt! In der Seiffener Spielzeugschau sehen wir sie greifbar vor uns: Zwerge und Engel bei der Arbeit — ein origineller Einfall der Spielzeugmacher, ihr Schaffen selbst im Spielzeug darzustellen. Daneben zeigt die Spielzeugschau die Fülle der Erzeugnisse des Seiffener Landes. Es ist ein wahres buntes Kinderparadies

Weihnachts-
...t genannt

Im deutschen Weihnachtsland

...tten, die
...n Wärme-
...das Seif-
...imatliche
...im Felde
... erfreu...

...rzustelle...
...gnisse des
...rparadies

„Von draußen vom Walde komme ich her ..." Wißt ihr noch, wenn Knecht Ruprecht polternd ins Zimmer trat und wir als Kinder ihm mit angstvoll-gläubigen Augen entgegenblickten? Was mußte das für ein geheimnisvoller Wald sein, aus dem er kam! Tief verschneit, doch im Innern voller Herrlichkeiten: riesige Werkstätten, in denen an langen Tischen Zwerge und Englein emsig werkten und schafften; auf hohen Regalen buntes Spielzeug, Wagen und Pferde, Kaufläden und Burgen, Baukästen, Eisenbahnen, kurz, alles das, was unser Herz begehrte ... So malten wir es uns in den leuchtendsten Farben aus, wenn wir in der Dämmerstunde um den knisternden Ofen saßen, aus dessen Röhre der süße Duft von Bratäpfeln durch die ganze Stube zog. Und nun stehen wir mitten drin in solch einer Werkstatt im Weihnachtsland. In Seiffen steht sie, im erzgebirgischen Weihnachtsland, das sich rings um die sturmumtobte Kuppe des Schwartenberges breitet. Am späten Abend, als der Himmel klar wird und der Vollmond wie eine helle Laterne über dem Berge hängt, wandern wir zu ihm hinauf. Tief eingeschneit liegen die Häusel mit den schwarzbraunen Holzgiebeln am Wege, Bäume und Sträucher sind über und über mit Rauhreif bedeckt und flimmern im Mondlicht. Von der Höhe schauen wir weit ins Land. Wie aus der Spielzeugschachtel hingestreut, so liegen die kleinen Dörfer in den Tälern und an den schützenden Flanken der Berge. Scharf zeichnen sich die dunklen Ränder der Wälder auf dem weißen Schneetuch ab. Feierliche Stille über dem ganzen Land. Wir atmen die frische Luft der Winternacht, den würzigen Duft der Tannen. Ein Wort fällt uns ein, vor Tagen schrieb es ein Kamerad aus fremden Fernen: „Es ist nirgends auf der Welt so schön wie im deutschen Vaterland!" Wo anders gibt es eine Weihnacht wie unsere deutsche, wo anders ist sie so deutsch wie gerade in diesen erzgebirgischen Tälern? Stark und lebendig hat sich hier in der Abgeschlossenheit des vom Verkehr kaum erschlossenen Berglandes das alte Brauchtum erhalten, es ist eine Welt voll tiefer Innerlichkeit und tätiger Beschaulichkeit, vor allem in der Weihnachtszeit. Böhmische Bergleute siedelten sich einst in diesen Bergen an. Nach der Arbeit im finsteren Schacht griffen sie am Feierabend aus Freude am Basteln zum Schnitzmesser und Dreheisen. Unter ihren geschickten Händen entstanden bald die wundersamsten Dinge aus heimischem Holze, praktische Gegenstände für das eigene Heim, dann aber auch all das, was die Feste des Jahres, vor allem Weihnachten, verschönen sollte. So entstand der Bergmann als sinniger Lichtträger, der Weihnachtsengel mit der leuchtend roten Festtagsschürze als Sinnbild der Hausfrau und Mutter und der bärbeißige Nußknacker; so schuf des Schnitzers Hand bald eine neue kleine hölzerne Welt, ein getreues Abbild der erzgebirgischen Heimat mit ihren Waldtieren, Rehen, Hirschen und Füchsen, mit Jägern, Treibern, Wildschützen und Waldarbeitern, mit dem slowakischen Händler, der mit seiner Blechware einst ins Dorf kam, mit Sagengestalten, Gnomen, Zwergen und Waldmännlein. Hinzu kam buntes Spielzeug für die Kinder. Und die gleiche naive Schau der Dinge um sie herum ließ den Schnitzern diesem Spielzeug eine Form geben, die sich in ihrer Schlichtheit und Kindlichkeit über nun schon zwei Jahrhunderte bis heute erhalten hat. Der allmähliche Verfall des Zinnbergbaues machte aus den Knappen vollends Spielzeugmacher und Drechsler. Das Land um den Schwartenberg wurde zum deutschen Spielzeugparadies.

Das alles geht uns durch den Sinn, als wir von der Kuppe des Berges hinab in die mondhellen Täler schauen. Wir haben an diesem Tage erfahren, daß das harte Gesetz des Krieges auch in die friedliche Arbeit der Spielzeugmacher eingreifen mußte. Das Spielzeugland wurde zum Rüstungsland, eine Tatsache, die uns im ersten Augenblick ein wenig bedrückte, als wir dabei an unsere Kinder dachten. Aber gerade wir als Soldaten verstehen ihre Notwendigkeit. Mit ihren in Generationen ererbten und erworbenen handwerklichen Fähigkeiten und Fertigkeiten sind die erzgebirgischen Spielzeugmacher heute überall da eingesetzt, wo feinste Präzisionsarbeit an Waffe und Gerät zu leisten ist. Nur ein paar Alte hatten wir auf unserem Gang durch das Spielzeugland noch bei der gewohnten Arbeit angetroffen. Jenen fast siebzigjährigen „Räuchermannel-Dreher", dem wir an der Drehbank zusahen und der mit staunenswerter Geschicklichkeit und sicherem Formgefühl im Nu aus einem

Zeichnungen: Gefr. Werner Kruse

Text: Gefr. Kurt Milte

Stück Tannenholz einen der erzgebirgischen Räuchermänner entstehen ließ, aus deren rundem Mundloch dann, wenn man eine Räucherkerze in ihren hohlen Bauch tut, der Rauch in dichten Wolken abzieht, als ob sie die Pfeife schmauchten. Wie aus der himmlischen Weihnachtswerkstatt herabgestiegen aber erschien uns der alte Seiffener Spielzeugmacher, aus dessen feingliedrigen Händen die kleinen Spielzeuge, Figuren, Tiere, Häuser und Bäume hervorgingen, die die erzgebirgischen Spielwaren in der Welt berühmt gemacht haben.

Es ist still geworden im Spielzeugdorfe. Das Singen der Sägen, der Fräser und Dreheisen, das früher fast aus jedem Hause drang, ist verklungen, der Geruch von Leim und Farbe verweht. Aber die paar alten Spielzeugmacher, die an den verwaisten Werktischen sitzen, sind voller Zuversicht, daß das alles wiederkommen wird. Sie haben auch keine Sorge, daß die große Tradition des erzgebirgischen Spielzeugs mit ihnen zu Grabe getragen werden wird. Die beste Hüterin und Pflegerin dieser überlieferten Volkskunst ist die Seiffener Spielwarenfachschule, die auch jetzt im Kriege tüchtigen Nachwuchs heranbildet. Ihr Leiter, Max Schanz, der diese Schule zum künstlerischen Mittelpunkt des Spielzeuglandes gemacht hat, sorgt mit verantwortungsbewußter Hingabe dafür, daß der alte hohe Stand des Spielzeugmacherhandwerks gewahrt bleibt und auch durch keine „modernen" Einflüsse in Gefahr gerät. Seine Jungen und Mädel sind mit Eifer dabei, Könner in ihrem Fach zu werden. Wenn ihre Väter aus dem Felde zurückkehren, so werden sie ein behütetes Erbe vorfinden. Und das ist auch für uns eine schöne Gewißheit, die wir aus dem deutschen Weihnachtsland mit hinübernehmen an die Schwelle des neuen Jahres: daß unser gutes deutsches Wesen, unser schlichtes deutsches Gemüt, wie sie uns gerade im erzgebirgischen Spielzeug entgegentreten, ein wenig hausbacken freilich und rührend bieder, aber doch urgesund und voll kräftigem Humor, sich durch alle Zeiten wurzelfest und lebensstark behaupten werden.

Das kostbarste Geschenk

An den Winterabenden wurde in der Wohnstube Dämmerstunde gehalten. Dann legte sogar die immer tätige Hausfrau die Hände für eine Viertelstunde in den Schoß, übersann den vergehenden Tag und plante für den neuen; der alte Lehrer Zeugl, der im Oberstock wohnte, wärmte sich in der Sofaecke ein wenig auf, und nur die Großmutter klapperte am Fensterplatz emsig weiter mit den Stricknadeln, denn dazu brauchte sie kein Licht. Da wurden dann meist zwischen der Mutter und dem Lehrer die Ereignisse des Tages besprochen. Ehe es völlig dunkel wurde, kam Vater Burglechner aus der Druckerei herüber und setzte sich still in die andere Sofaecke. Er hörte den Reden zu und warf auch wohl ein Wort in die Unterhaltung. Die Mutter erzählte, was die Miezl geschrieben habe, die in Schlesien verheiratet war, und wieviel zerrissene Socken der Große wieder schickte, der in München an der Akademie studierte. Die jüngeren Buben saßen um diese Zeit in der Giebelstube über ihren Schularbeiten.

„Ja, Vater", berichtete Frau Herta Burglechner heute, „die Miezl entschuldigt sich im voraus, es sei so schwer, diesmal etwas zu Weihnachten zu schenken, es gäbe halt wenig." — „Sorgen haben die Leut!" brummte Vater Burglechner behaglich. — „Die Liebe, mit der sie gegeben wird, macht auch die kleinste Gabe kostbar", ertönte es lehrhaft aus der anderen Sofaecke. „Dreiundvierzig, vierundvierzig ...", zählte die Großmutter beim Stricken. Die Gesichter waren kaum mehr zu erkennen. „Ich muß sagen", meinte Vater Burglechner gegen den Lehrer hin, dem er gern widersprach, „das kostbarste Geschenk, das ich je bekommen habe, das war ohne Liebe gegeben, schon ganz ohne Liebe!" — „Und kostbar dennoch?" verwunderte sich der Zeugl; „erzählen Sie schon!" — „Alsdann!" sagte der Hausherr, „mein kostbarstes Weihnachtsgeschenk ist eine Pfundswatschen gewesen, oder eine Ohrfeige, wie mein Herr Schwiegersohn sagen würde ..." — „Heinrich!" entsetzte sich Frau Herta, doch ihr Mann erzählte ins Dunkel:

„Ja, Zeugl, ich war nicht immer der wohlbestallte Druckereibesitzer, als den Sie mich kennen. In meinen Wanderjahren, da wäre ich fast aus der Bahn geraten, in die mich der Vater und gute Meister gewiesen hatten. Ganz gut zeichnen konnte ich ja, aber daß ich nun glaubte, zum Künstler bestimmt zu sein, das hatten mir zwei von den windigen Schlawinern eingeredet, mit denen ich von Linz auf Salzburg gereist war, und für ihre Lobsprüche auf meine Malereien hatten sie wacker mit an meinem Ersparten gezehrt. Statt bei einem Meister nach Arbeit zu fragen, war ich mit ihnen weitergezogen und mit meiner letzten Barschaft dann allein noch über die Tauern gefahren. Bis Villach war ich gekommen, und ich meinte, es könnte mir da an Verdienst nicht fehlen, um weiter nach Süden zu gelangen. Denn das hatten mir die Schlawiner auch in den Kopf gesetzt, daß mir zum großen Künstler nur noch eine Zeit unter dem südlichen Himmel fehle. War aber in meinem Handwerk kein Meister zu Villach, der um diese Jahreszeit noch einen Gesellen annehmen wollte, denn mittlerweile war es nahe an Weihnachten. Zwei Tage arbeiten und dann die Füße eine Feiertagswoche lang unter den gedeckten Tisch stecken — so war nicht Brauch. Nach dem zweiten vergeblichen Vorsprechen gab ich es auf und wanderte zunächst noch ganz wohlgemut auf Klagenfurt zu, wo ich Herberge zu finden hoffte.

Da mir meine welschen Künstlerträume mächtig im Blut rumorten, kam ich mir gar wie ein Begnadeter vor, der geradewegs dem Ruhm entgegenläuft. Es sollte mir auch bald ein unverhofftes Glück begegnen. Ein Wägelchen holte mich ein, kaum daß ich die Vorstadt hinter mir gelassen hatte, darauf saß ein Mädel im graugrünen Kärntnermantel, die Kapuze ließ gerade genug von ihrem Gesichterl sehen und von dem Blondhaar, daß sie mir wohlgefiel. Und sie hielt an und fragte, wohin ich wandere. „Immer geradeaus", gab ich Bescheid, „und zunächst bis Klagenfurt!" Sie habe schon manchen Handwerksburschen ein Stück mitgenommen, meinte sie und ruckte ein wenig zur Seite. Flugs saß ich neben ihr und begann gleich, ihr den Handwerksburschen auszureden. Ich sei ein Maler, der der Kunst und des Vergnügens halber nach Italien reise. Sie nahm es für ernst, und es war mir bitter, als sie mich in Velden absteigen hieß, da mein Weg nun geradeaus führe und der ihre nach links.

Den Rest des Tages mag ich nicht beschreiben. Bald ging ich ein Stück auf der Straße am See auf Klagenfurt zu, bald kehrte ich um zu der Stelle, wo das Wäglein abgebogen war. Dann schlief ich mit hungrigem Magen auf Hobelspänen in einem verlassenen Bootsbauerschuppen. Am anderen Tage — das war nun der Vorweihnachtstag — folgte ich abseits der großen Straße einem Feldweg in der Hoffnung, vielleicht zu Bauern und zu einer warmen Mahlzeit zu kommen. Bei einem Hof, der so recht behäbig zwischen bewaldeten Hügeln sich hinschmiegte, gelangte ich dann auch ohne Hundeangriff bis ans Haustor. Eine kräftige Frau öffnete mir. Aus der Küche roch es lieblich nach Sterz. Ehe ich noch mein verlegenes Gestammel vom Verlaufen und Wanderschaft recht heraus hatte, stellte die Frau eine dampfende Schüssel mit gelbem Sterz vor mich hin und ein Milchkrügel dazu und hieß mich essen. ‚Über das andere reden wir dann.' Damit ließ sie mich allein, und das war mir lieb in meiner heißhungrigen Gier. Während ich aß, hörte ich vom Hofraum her eine Stimme, die mir bekannt war; sie gehörte dem Mädel, dem ich den Künstler vorgegaukelt hatte auf der gemeinsamen Fahrt. ‚Mutter', rief die Stimme, ‚ich will noch Scheiter kleinschlagen, es langt uns sonst nicht!' — ‚Wirst gleich Hilfe bekommen!' antwortete die Mutter von der Küche aus, und bald kam sie zu mir. ‚Alsdann', sagte sie und griff nach der Schüssel, ‚sind wir jetzt satt?' Ich nickte stumm. ‚Dann wäre Holz zu hacken im Hof!' wies sie mich an. Mir verschlug es die Sprache. Jetzt sollte ich als Vagabund und Lügner vor dem Mädel stehen! Ich brachte nur ein Kopfschütteln zuwege. Da setzte die Frau die Schüssel wieder hin, daß der Löffel klirrte, und im selben Augenblick hatte ich meine Pfundswatschen bekommen. Es war kein Mann mehr im Haus, und außer dem Mädel noch zwei kleine Buben zu erziehen, da hatte sich die Frau einen kräftigen Handschlag angewöhnt ..."

Heinrich Burglechner verstummte. Frau Herta saß da mit geröteten Wangen. „Wie du noch alles weißt!" nickte sie ihrem Manne zu. Dann ging sie hinaus, und die Großmutter folgte ihr.

„Ja, Zeugl", fuhr nun der Burglechner fort, „die Ohrfeige hat mich wieder auf den rechten Weg gebracht, darum war sie für mich das größte Geschenk, auch ohne Liebe. Die Herta hat mir die Mutter erst viel später gegeben ..." Der alte Lehrer schüttelte den Kopf in behaglichem Verwundern. Dann hob er den Finger, was das Zeichen war, daß er nun die erziehliche Nutzanwendung gefunden hatte. Doch Vater Burglechner winkte ab. Er holte aus der Lade des alten Schreibschranks ein Blatt und legte es vor den Zeugl hin. Es zeigte ein Mädel im Kärntner Wettermantel auf dem Bock eines kleinen Wagens. „Schaun's, Zeugl, das hab ich da neulich beim Kramen gefunden. Es ist das letzte, was ich als Maler gemacht hab. Ich hab ihr's nicht zeigen mögen, damals. Aber jetzt will ich's rahmen und ihr zu Weihnachten schenken. Ob sie sich freut?"

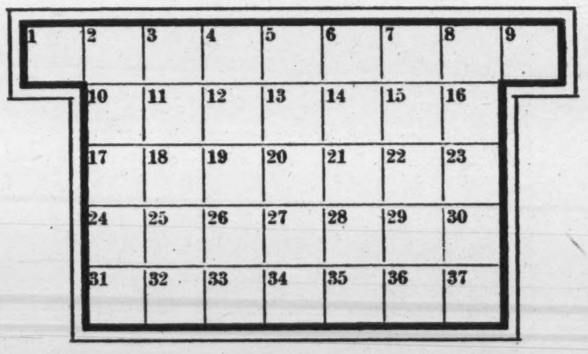
Wolfgang Zenker

UNSERE KNOBELECKE

Ein magisches Zahlenquadrat

Daß es eine Magie der Zahlen gibt, dürfte sich vielleicht herumgesprochen haben. Ich habe mir lange darüber den Kopf zerbrochen, wie man aus den hier aufgeschriebenen Zahlen ein magisches Quadrat bilden kann. Man braucht zu diesem Zweck die 16 Felder nur in vier Teile zu zerlegen und die Plätze zweier gleichartig zusammengesetzter Kerngruppen zu vertauschen, um die Wirkung der Magie zu verspüren. Die Teile, auf die es ankommt, umfassen 5 Felder (je). Auf diese Art ergeben die waagerechten und die senkrechten Reihen ebenso wie die Diagonalen die Summe 34.

Karreerätsel

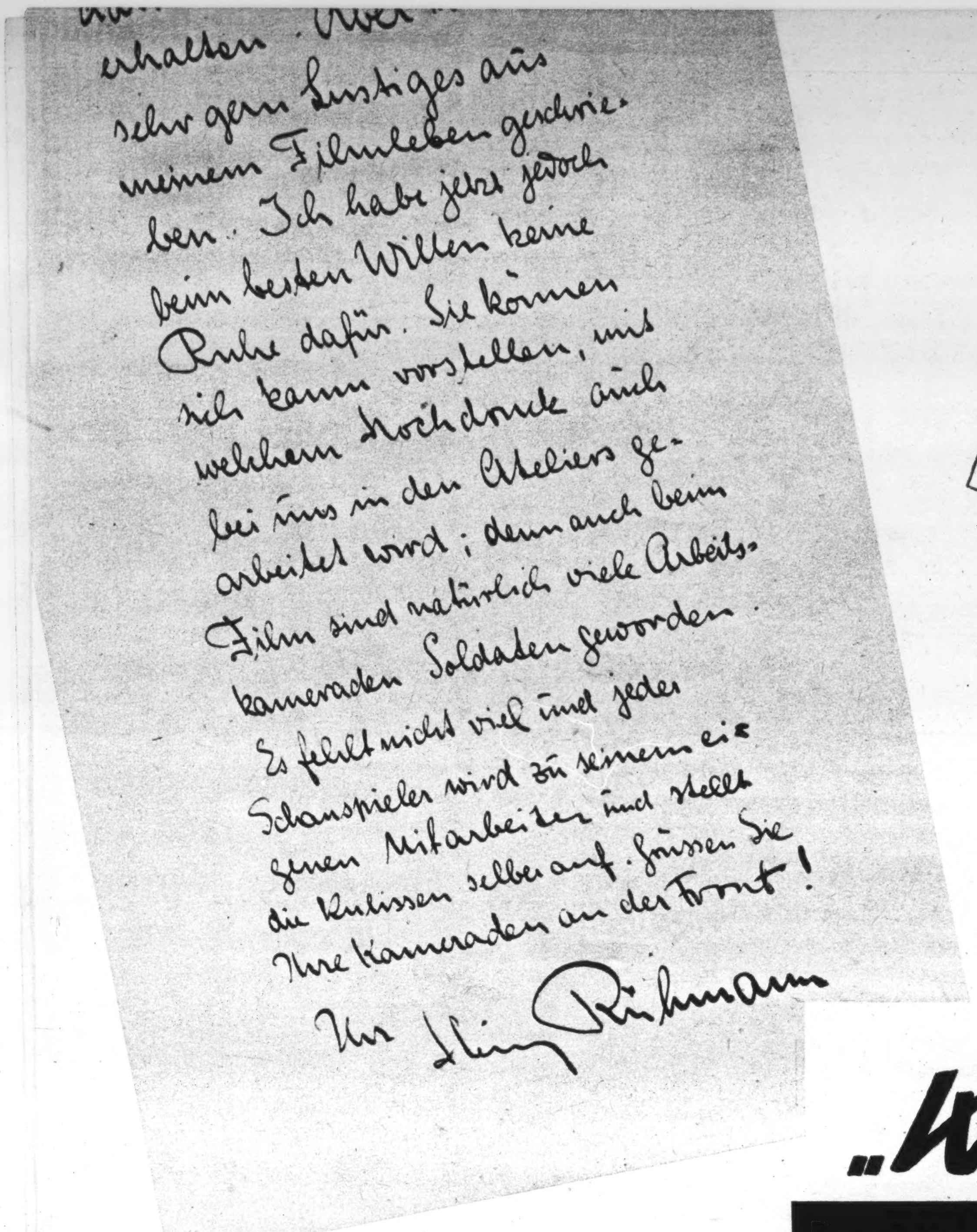


Jede Zahl der zu erratenden Wörter entspricht einem Buchstaben, der in das mit der gleichen Zahl bezeichnete Karree einzutragen ist. Die Buchstaben von 1 bis 37 ergeben, fortlaufend gelesen, ein Wort von Vauvenargues.

Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Musikalisches Haltezeichen	23	6	15	7	24	35	13
2. Nebenfluß der Donau	2	16	1	18	14		
3. Zeitabschnitt	7	21	19	36	35	8	
4. Berliner Bildhauer	4	11	12	34	17	3	27
5. Alarmgerät	5	28	2	20	9	29	
6. Oper von Lortzing	36	22	30	28	33	32	
7. Darstellungsmittel für die Sprache	10	25	26	37	31	23	35

Aufnahme:
Weidenbaum


[illegible]
erhalten. Aber ...
sehr gern Lustiges aus
meinem Filmleben geschrie-
ben. Ich habe jetzt jedoch
beim besten Willen keine
Ruhe dafür. Sie können
sich kaum vorstellen, mit
welchem Hochdruck auch
bei uns in den Ateliers ge-
arbeitet wird; denn auch beim
Film sind natürlich viele Arbeits-
kameraden Soldaten geworden.
Es fehlt nicht viel und jeder
Schauspieler wird zu seinem ei-
genen Mitarbeiter und stellt
die Kulissen selber auf. Grüssen Sie
Ihre Kameraden an der Front!
Ihr Heinz Rühmann

Er fällt zwar niemals mit der Tür ins Haus,
Athlet zu spielen steht nicht im Kontrakt,
Doch pfiffig hat er stets den Bogen 'raus
Und trägt mit Haltung, was ihm aufgepackt.

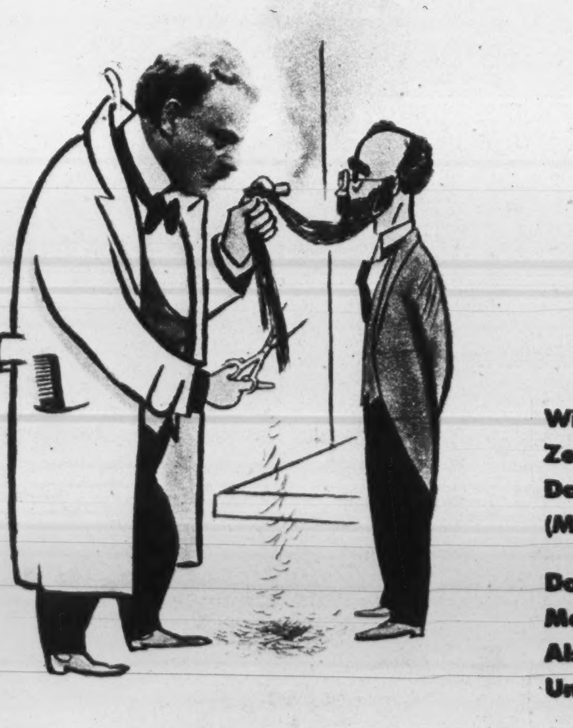
Ja, wenn **nur** alle Engel **unten** wären,
Die hülfen ihm, selbst 13 Stühle **tragen,**
Es gäb' kein Kleinholz, keine bitt'ren Zähren,
Bei Quax, dem Bruchpilot, **will das viel sagen!**

„Wir nehmen Sie beim

FILMSCHAUSPIELER HELFEN SICH SELBST ZEITGEMÄSSER VORSCHLAG, IN BILDERN

Daß Sänger und Friseure eng verwandt,
Zeigt haargenau uns dieses Bartes Bild:
Figaro Slezak hält ihn in der Hand
Und scheint zu jeder Missetat gewillt.

Wo Frau am Steuer, **muß man Haare lassen,**
Die Wahrheit ist so alt wie Gasparone,
Lied einer Nacht **schallt kläglich durch die Gassen,**
Und fort schleicht der Gerupfte ohne-ohne.



Wie paradox doch oft des Lebens Bahn,
Zeigt sich bei diesem sturmerprobten Mann:
Das Feuer soll er hüten — selber ein Vulkan!
(Man gut, daß er gewaltig „löschen" kann.)

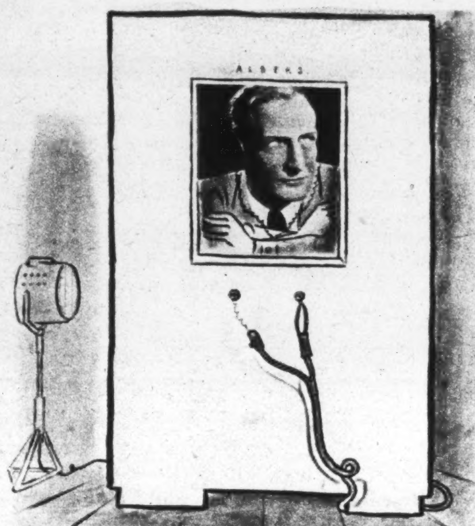
Doch da, wo Rauchverbot, im Dienst zu rauchen,
Macht alle Stützen der Gesellschaft **wanken,**
Als Postmeister **ist so was nicht zu brauchen,**
Und merkt's niemand, mag er dem Schicksal **danken.**

Der Leibesfülle Kriegsbeständigkeit
Ist grad' beim Dekorieren hinderlich,
Der Zunge muntere Beweglichkeit
Nützt nichts bei Faltenwurf und Pinselstrich.

Nach soviel Mühen auf der Tenne baden,
Das gäb' selbst einem Gasmann **wieder Schwung.**
Kennwort Machin: **es klappt der ganze Laden,**
Und schließlich: Altes Herz wird wieder jung.

Fast grausam scheint's, daß man ihn eingelocht,
Doch ließ sich's leider nicht umgeh'n,
Kein Mädchen hätt' zu widersteh'n vermocht,
Hätt' es in voller Schönheit ihn geseh'n.

Es darf der Sieger **nicht zum** Greifer **werden,**
Selbst im Savoy-Hotel **ist das tabu,**
Münchhausen **gibt kaum Anlaß zu Beschwerden,**
Der Mann, der Sherlock Holmes war, **hat sei' Ruh!**



Nun wenn schon, spricht er, Lampen müssen sein,
Und außerdem steh' ich im rechten Licht . . .
Ich leuchte manchmal da in Dinge 'rein . . .
Doch strengste Diskretion, ich sag' es nicht.

Ja, ungeküßt soll man nicht schlafen gehen.
Ein toller Einfall. **Doch wer kann es wissen,**
Was **noch** in dieser Nacht geschah, **geschehen,**
War Johann **erst so richtig hingerissen.**

u Wort, Herr Rühmann!"

N FESTGEHALTEN VOM GEFR. WERNER KRUSE IN VERSE GEFASST VOM GEFR. KURT MILTE

Er hat so manches tolle Ding gedreht,
Er brach so manches Mädchenherz entzwei,
Jetzt dreht er, was ihr leider hier nicht seht,
Doch nette Mädchen sind bestimmt dabei.

Als noch Bocaccio Schwarze Rosen **pflückte,**
Da waren Frauen bess're Diplomaten,
Zwar wenn ein Liebeswalzer **sie beglückte,**
Sind keusch Geliebte **selbst vom Weg geraten.**

Requisiteur sein? Eine Viecherei!
Nur allzu leicht passiert's, daß man sich irrt —
Das Publikum bleibt meist nicht ernst dabei,
Wenn einer mit dem Schirm erschossen wird.

Liebling der Götter **möchte man ihn nennen,**
Anton den Letzten, **doch ein** Ekel **nicht,**
Soll ihn das Ferienkind **als Opa anerkennen?**
Doch glaubt nur: meine Tochter tut das nicht!

Praktische Handlesekunst

IN FÜNF MINUTEN „ERLERNT"!

Hände verraten Schicksale, das zweifelt wohl niemand an. Es handelt sich nur darum, die geheimnisvollen Runen, die in den Händen stehen, zu enträtseln und — jeder Schleier über Vergangenheit und Zukunft eines Menschen ist gelüftet. Das Erstaunlichste aber ist, daß jeder ohne weiteres die Kunst des Handlesens in gut fünf Minuten nahezu perfekt erlernen kann.

Paßt einmal auf!

Im Innern der Hand finden wir Berge, Täler und Linien, die wie Flüsse aussehen. Die innere Fläche unserer Hand gleicht also einer Reliefkarte, auf der es die richtigen Lebenswege herauszufinden gilt. Zunächst die Handfläche als Ganzes: eine im Innern hohle Hand läßt immer auf einen friedfertigen Menschen schließen, der gegen Angriffe machtlos ist und sich ohne Abwehr ausnutzen läßt. Achte bei eventuellen Pumpversuchen darauf, daß du dich nur an hohlhändige Menschen wendest. Leider will es das Pech, daß Menschen, die eine hohle Hand zeigen, immer selber etwas wollen — deshalb sind sie auch stets so ungemein zuvorkommend.

Von Bedeutung ist auch die Größe der ganzen Hand. Eine große Hand deutet darauf hin, daß ihr Besitzer einen gewissen Hang zum Erwerben hat, daß er mühevolle Arbeit zu leisten hat, und daß er geneigt ist, das einmal Erworbene mit aller Gewalt festzuhalten. Im Gegensatz dazu deuten kleine Hände auf Verschwendungssucht, gewisse diplomatische Fähigkeiten und verraten häufig eine Abneigung, die Finger krumm zu machen — obgleich dies die kleinen Hände doch so viel besser können als die großen. Herr Meier, der einmal zu seiner reizenden Frau sagte: „Ich verstehe gar nicht, wie es möglich ist, daß in so kleine Hände so viel Geld geht!" hat diese Zusammenhänge offensichtlich nicht so recht durchschaut.

Besonders aufschlußreich sind die Handlinien. Bekanntlich bilden diese in der Handfläche ein M. Das bedeutet aber nicht unbedingt, daß jemand, dessen Hand dieses M sehr deutlich zeigt, eine starke Vorliebe für Matthäus-Müller-Sekt hat. Vielmehr kann es sich auch um eine andere Sektmarke handeln. Das M kann sogar auch einen Hang zu „Mampe" ausdrücken. Jedenfalls hat das M etwas mit dem Trinken zu tun. Selbst Säuglinge haben es schon, und bei ihnen bedeutet es „Milch". Besieht man das M von der anderen Seite, so sieht es wie ein W aus. Dann bekundet es nicht etwa einen leidenschaftlichen Wassertrinker, sondern einen inbrünstigen Verehrer des Weins. Nur wenn dieses W sehr undeutlich und verwaschen ausgeprägt ist, darf man auf gewisse Entartungserscheinungen schließen, die irgendwie mit Wassermißbrauch zusammenhängen. Das M (oder das W) in der Hand wird von drei bis vier Handlinien gebildet, die alle eine eigene Bedeutung haben. Rund um den Daumenballen herum läuft die sogenannte Lebenslinie. Ist diese Linie lang und wohlausgebildet, so besagt dies, daß ihr Besitzer eines fortgesetzten Lebenswandels verdächtigt werden kann. Kurze Lebenslinien deuten auf Duckmäusertum und Schüchternheit oder auf Offenheit und Draufgängertum. Manche wollen aus der Lebenslinie die Länge des Lebens herauslesen können. Besonders Anatomen und Leichenbestatter haben es in dieser Kunst zu unerhörter Fertigkeit gebracht. Wer keine Lebenslinie in seiner Hand hat, steht mit Recht im Verdacht, Lebendigsein zu simulieren. Man behandle solche Menschen mit Vorsicht, sie haben etwas Gespenstisches.

Die anderen M-Striche sind die Herz-, Kopf- und Schicksalslinien. Sie beweisen, daß der Mensch ein Herz und einen Kopf hat und daß sich sein Schicksal danach gestaltet, ob der Kopf mit dem Herzen oder das Herz mit dem Kopf durchgeht.

Von außerordentlicher Wichtigkeit sind die Glückslinien, die sich wie Armbänder um das Handgelenk legen. Wer sie hat, hat auch Glück im Spiel und in der Liebe. Beim Kartenspiel soll man sich nicht dabei erwischen lassen, daß sie sich durch Knicken der Hand im Handgelenk allzu stark ausprägen. (Besonders wenn man mit dieser Handbewegung Kreuz Buben oder Herz As in den Rockärmel befördert!) In der Liebe ist der am besten dran, bei dem die Hautarmbänder aus gelbem Metall bestehen. Dies fördert das Glück bei Frauen ungemein.

Am deutlichsten zeigt sich das Wesen einer Hand in der „Handschrift", nämlich beim Ohrfeigen und Hinhauen. Hierüber fehlen leider tiefergehende Forschungsergebnisse. Jeder, der sich der dornenvollen und schmerzensreichen Aufgabe unterzieht, diese Lücke in der Forschung auszufüllen, verdient den Dank der edlen Chiromantie. Versäume jedenfalls nicht, wenn jemand dir ernsthaft anbietet, deine Zukunft aus der Hand zu lesen, ihm zunächst eine Kostprobe deiner „Handschrift" zu verabreichen. Der Mann ist dann hinterher ein ganzes Stück gescheiter geworden. *E. Lutz*

FILMNACHWUCHS, DER EUCH GEFÄLLT (II)

Thea Weis

Den Sprung zum Film — sie hat ihn wirklich getan. Vierzehn Jahre tanzte sie bereits, als sie zur Bühne und zum Film kam. Das klingt schier unglaublich, doch muß man wissen, daß die kleine Thea schon mit vier Jahren daheim nach Chopin und Beethoven, den Lieblingskomponisten der Mutter, tanzte. Von der Schauspielakademie in Schönbrunn aus fand sie den Weg auf die Bühne, als muntere Liebhaberin, aber mit der Sehnsucht nach gehaltvolleren Rollen. Und dann erfüllte sich auch dieser Wunsch. „Als ich die Lucille in ‚Dantons Tod' vorspielen sollte, haben die Zuhörer geschmunzelt, wie ich auf das Podium stieg. Als ich herunterkam, haben sie geheult." Das ist sehr jungmädchenhaft ausgedrückt, aber es sagt sehr viel von der Wirkung dieser jungen Schauspielerin aus, in deren Spiel das Herz mitschwingt. Wo wir sie im Film sehen? Es waren bisher nur „kleinwinzige" Rollen. Doch dann kam der Sprung: in „Musik in Salzburg" sprang sie für die erkrankte Hauptdarstellerin ein. „Mit Herzklopfen und Ehrgeiz — und mit viel Freude!" Und dieses ehrliche Bekenntnis glaubt ihr jeder, der die junge vor Heiterkeit strahlende Wienerin sieht.

Aufnahme: Terra

Des Obrist von Ziethen seltsame Weihnacht

ERZÄHLT VON MAX KARL BÖTTCHER

Mitternächtliche Stille lag über der Garnisonstadt Potsdam. Ein eisiger Wind fegte durch die Gassen und trieb ein lustiges Schneeflockenspiel. Nur die Schritte der Wachen und Posten vor den Kasernen klangen eintönig durch die Nacht. Da tauchte die Gestalt eines Offiziers auf, der die Ronde machte. Es war Obrist von Ziethen selbst, der den Rondendienst übernommen hatte, um den Offizieren seines Regiments den Weihnachtsabend nicht zu stören.

„Parole?" rief er dem Posten am Pulvermagazine entgegen.

„König Friedrich für immer! Auf Wache und Posten nichts Neues!"

„Gut, mein Sohn! Da hat er einen rheinischen Gulden, Posten! Ich lege ihm das Geld ins Schilderhaus! Kaufe er sich morgen einen ordentlichen Tabak und einen Käs' dafür!"

Diese beiden Dinge waren dem bescheidenen Kommandeur immer der Inbegriff alles Wohllebens gewesen, denn er hatte eine armselige Jugend hinter sich. Aber nun war er der Obrist Hans Joachim von Ziethen, seines Königs angesehenster Reiteroffizier, der wegen seiner kecken Husarenstücke beim Volke überaus beliebt und berühmt war. Und solch toller Husarenstreich, allerdings ungewollt, gelang ihm auch in dieser stillen Weihnachtsnacht. Trug es ihm auch nicht königliche Ehren ein, so doch etwas, das noch nie ein deutscher Soldat verschmähte: einen Kuß von schönem Frauenmund! Und das kam so: Auf diesem nächtlichen Inspektionsgang kam er auch an ein Kasernentor. Ganz plötzlich stand der Obrist vor dem Wachposten. Und was mußte er sehen? — Der Posten weinte! Dicke Tränen rollten dem Husaren über das Gesicht, und als er seine Meldung erstattete: „Auf Wache und Posten nichts Neues!", da stieß ihn, wie man im Volksmunde zu sagen pflegt, der Bock vor Schluchzen. — Ein preußischer Soldat auf Posten und heulen, dazu noch in der Christnacht —, das war dem Obristen von Ziethen doch etwas Neues, so neu, daß er selbst zunächst ein wenig die Fassung verlor.

„Parole?" fragte er, sanfter, als es sonst seine Art war.

„Kö—Kö—König Friedrich — Friedrich für... i... i... immer!" schluchzte der Posten.

„Warum heult er?" — Der Soldat schwieg verlegen

„Antworte er! — Hat er Hunger? — Friert er?!"

„Nein, Herr Obrist!"

„Nun, was sonst? — Sage er mir's getrost! Ich bin sein Obrist! Und meiner Husaren Kummer ist auch mein Kummer! Also los! Was weint er?"

„Ich habe — ich habe — geheiratet, Herr Obrist!"

„Geheiratet?! — Ah, dann ist er der Krause! Ich entsinne mich jetzt sehr wohl! Er gab die Demande ein und bat um Konsens, als Husar ehelichen zu dürfen. Und nun heult er, weil er die Dummheit gemacht hat, was? — Feiner Husar! Was sich der Mensch einbrockt, muß er auch ausfressen, verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Obrist! Aber nicht deswegen ist's!"

„Na, was denn sonst?" Mache er kein Flausen vor!"

„Weil — weil — ich heute meine junge Frau allein daheim sitzen lasse!"

„Ja, Krause, Dienst ist Dienst! Und wenn Seine Majestät heute marschieren lassen gegen den Feind, dann sitzen zehntausend Frauenzimmer ohne Mann daheim! Wann hat er denn geheiratet?"

„Heute, Herr Obrist, heute vormittag 11 Uhr!"

„Kerl, heute?! Heute?!! Und da steht er hier auf Posten, ja, Potz Donner, da verstehe ich seine Heulerei. Nun sage er: Was hat er denn ausgefressen, daß ihm sein Wachtmeister den Heiratsurlaub vermasselt hat und ihn ausgerechnet am Hochzeitstag auf Posten stellt! So 'was ist doch noch nicht dagewesen!"

„Nichts ausgefressen, Herr Obrist. Eigentlich hat der Möller Wache, aber der hat mir seine Wache verkauft um einen Reichstaler..."

„Krause, Zündloch verflixtes, er ist ein Gemütsmensch, das muß ich schon sagen! Läßt für einen lumpigen Taler sein frisch angetrautes Frauenzimmer in der Hochzeitsnacht allein zu Hause sitzen und stellt sich auf Posten und heult! Einsperren werde ich ihn auf vierzehn Tage!"

„Herr Obrist halten zu Gnaden, so ist das nicht. Ich bin ein armes Luder, Herr Obrist, und weil ich meiner Maria so gar nichts zum Heiligen Christ schenken konnte, da wollte ich mir den Taler von Möller verdienen und ihr morgen zum Christmarkt ein buntes Schaltuch dafür kaufen und wollte sie damit überraschen. Aber nun denkt meine Marie, was der Herr Obrist soeben auch dachte, daß ich etwas ausgefressen hätte und

Strafwache am Christabend schieben muß, und deshalb mußte ich so heulen!" —

Da wurde des alten Rauhreiters hartes Soldatenherz doch etwas weich, und zugleich erwachte die alte Husarenlust in ihm. Der Schalk blitzte aus seinen Augen, als er fragte: „Wo wohnt er, Krause? Er ist doch sicher ausquartiert aus der Kaserne und wohnt nun, als neubackener Ehemann, bei Bürgersleuten?"

„Nur zwei Gassen weit wohne ich, im Wasserwinkel im dritten Hause rechts! Dort sitzt meine Marie und wird nun auch greinen, weil sie so allein ist!"

„Das soll sie nicht mehr, Krause! Ich gehe zu ihr und werde ihr sagen, daß sie einen braven Husaren bekommen hat, und daß er nichts ausgefressen hat, sondern nur aus lauter Liebe zu ihr Wache steht. Verstanden? Wann wird er abgelöst?"

„Um drei Uhr, Herr Obrist!"

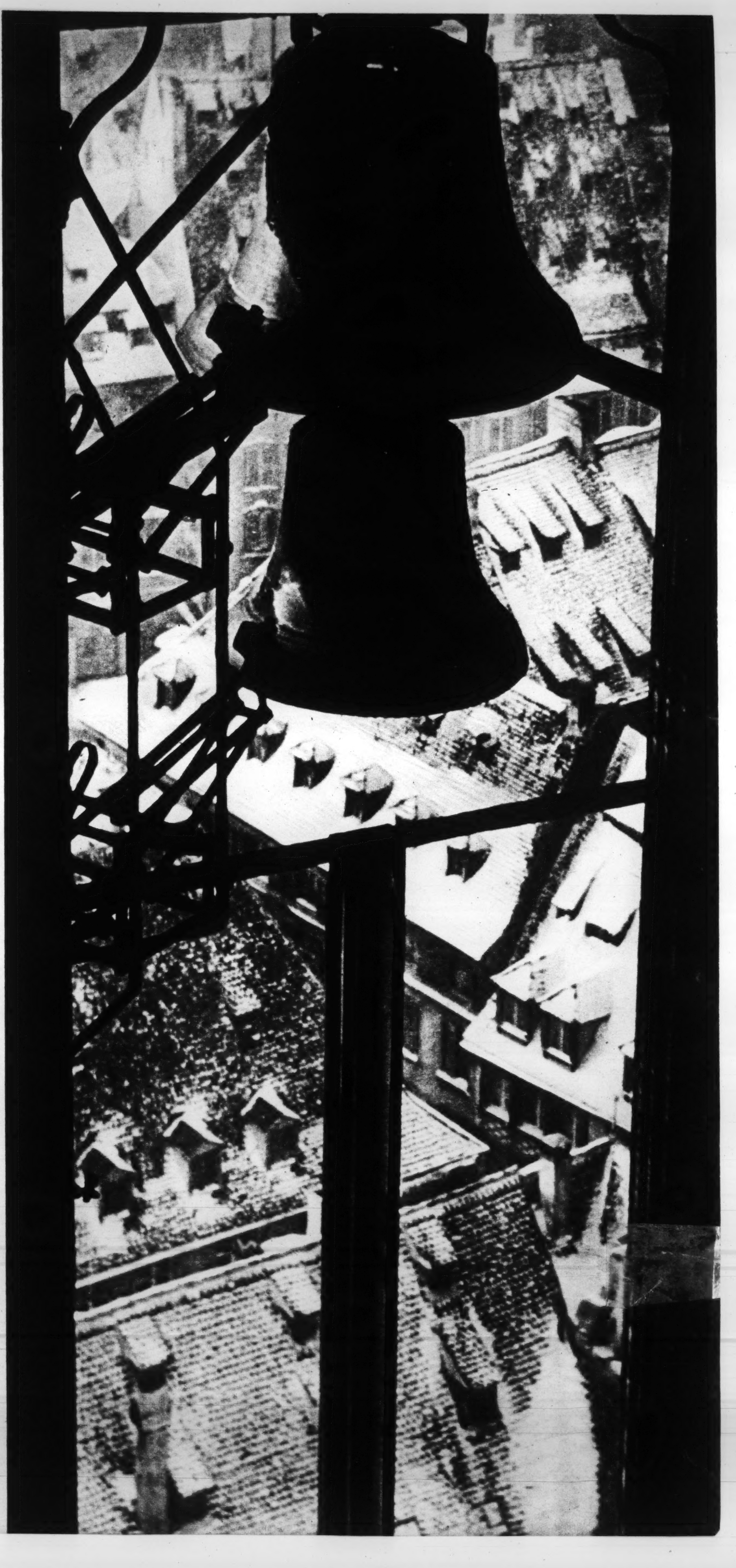
„Jetzt hat es eben ein Uhr geschlagen, ich komme sofort zurück und stehe den Rest für ihn Posten. Und er geht dann sofort zu seiner Marie und wird sie wohl richtig zu trösten wissen in der Brautnacht! Und zehn Tage Urlaub bei vollem Deputat soll er ab morgen haben! Ich gebe seinem Rittmeister Notiz!"

Sprach's, eilte davon und stand wenig später vor dem dritten Hause in der Wasserwinkelgasse. Oben leuchtete noch Licht aus einem Fenster, und als der Obrist die Haustür aufklinkte und durch den finsteren Flur suchend stapfte, tat sich oben ein Türlein auf, und jemand lauschte herab. Als nun das Sporenklirren den Husaren verriet, rief es von oben jubelnd: „Max, kommst du noch?!" Und ein Kleiderrascheln und ein Füßchentrippeln auf der Stiege. Ein überglückliches Wesen stürmte herab und fiel dem Reitersmann um den Hals und küßte und küßte ihn, wie halt eine erwartungsvolle Braut, die eben frisch vom Altar kam, nur küssen kann. So sehr sich auch der Herr Obrist wehrte und reden und erklären wollte, es gelang ihm nicht, der Mund ward ihm verschlossen von den jungen, frischen und liebesdurstigen Lippen der jungen Frau Marie. Erst als er sie gewaltsam von sich schob und endlich sagen konnte: „Aber Frauenzimmerchen, ich bin ja gar nicht Ihr Max!" — da tat sie einen kleinen Schrei und flüchtete die Treppe empor und kehrte rasch mit einem Öllämpchen zurück. Nun erkannte sie den Obristen von Ziethen und wollte schier vor Scham versinken, aber der alte Haudegen tröstete sie mit milden Worten und versprach, dem jungen Ehemann nichts von diesem stürmischen Überfall zu verraten, und fuhr fort: „Ich komme nämlich zu ihr, Jungferchen, um ihr zu sagen, daß ihr junger Mann ein ordentlicher und braver Kerl ist, ein wackerer Husar, und daß er die Wache nur übernommen hat aus Liebe zu ihr, das versichere ich, sein Kommandeur! Daß sie es nur gleich weiß, er bekommt für die eine Wache in dieser Nacht zehn Tage Urlaub, da hat sie ihn dann lange Zeit ganz für sich! Als Hochzeitsgabe aber von mir nehme sie diesen Golddukaten!" — Als die überglückliche Marie, nach der Sitte jener Tage, nach seiner Hand haschte, um sie zu küssen, sagte er barsch: „Lasse sie das, Frau, ich mag das nicht leiden! Und obendrein habe ich ja meinen Kuß schon im voraus erhalten, und ich muß sagen, Frauenzimmerchen: sie küßt nicht schlecht. Aber das bleibt unter uns, ja?"

Und er stapfte, von dem Glück des jungen Frauchens geradezu gerührt, sporenklirrend die Treppe hinab und stand wenig später vor dem Husaren Krause und sagte: „Höre er, Krause, er bekommt ein sauberes Frauenzimmerchen zur Ehefrau! Daß er sie mir gut hält! Und nun trete er ab und gehe schleunigst heim zu seiner Marie, ich werde bis zur Ablösung seine Wache übernehmen!" —

Und so kam es, daß der Obrist Hans Joachim von Ziethen in der Christnacht vor dem Schilderhause der Kaserne, den Palasch gezogen, Posten stand und fröhlich vor sich hinpfiff, denn er gedachte der unverhofft erhaltenen Weihnachtsküsse.

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Wehrdienst), i. V.: Georg Macknow, Berlin, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstr. 18-25, Fernruf: 17 47 21, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25



Aufnahme: Bauer-Karlsruhe

Vom Himmel hoch,
da komm' ich her ...

Aufnahmen: Bauer-Karlsruhe